


Ryder Delgado

# Der Fluch der Totengöttin

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 inkl. / Spanien P 70




# Der Fluch der Totengöttin

**Damona King Nr. 73**

*von Martin Eisele*

*erschienen am 30.11.1981*

# Der Fluch der Totengöttin

Der Dämon packte das schwarze Schwert fester und hetzte über die weit geschwungene Felsenbrücke. In der Tiefe brodelte weißglühende Lava. Violette Flammenzungen leckten gierig hoch und fielen wieder in sich zusammen. Es blubberte und gurgelte. Wie hauchzarte Nebelschleier wallten giftgrüne Dämpfe. Für all das hatte der Dämon keinen Blick übrig. Er war seinem Ziel so nahe: dem Ausgang aus dem finsteren Reich der Totengöttin Darkoona.

Aber gleichzeitig auch der Dämonenfolter und der Vernichtung.

Darkoona ließ niemanden freiwillig aus ihrem Reich entkommen.

Sie war hinter ihm her.

Der Dämon erreichte die andere Seite. Weitere Gänge, in denen ebenfalls grünliche Dampfschleier hingen, öffneten sich vor ihm.

Mit kraftvollen Sätzen jagte er weiter.

Aber die Totengöttin war schneller, als er gedacht hatte. Ein kreischender Triumphschrei gellte hinter ihm auf! Wie von der Natter gebissen, fuhr der Dämon herum und riß sein schwarzes Schwert hoch.

Die Totengöttin war keine zehn Yards von ihm entfernt! Sie preschte auf einem geflügelten weißen Einhorn durch die stickigheiße Luft heran…

Wie ein überdimensionaler Adler stieß das Einhorn mit seiner Reiterin auf den kleinen, buckligen Dämon herunter!

Die schwefelartigen Dämpfe wirbelten und wallten in hektischem Aufruhr und verwischten die Konturen der unheimlichen Erscheinung.

Die gewaltigen, gefiederten Schwingen des Einhorns peitschten die Luft und katapultierten den geschmeidigen Pferdekörper mit irrsinniger Geschwindigkeit vorwärts.

Flucht war sinnlos.

Die Totengöttin stieß ein wildes Gelächter aus. Mit einer gleitenden, blitzartigen Bewegung zog sie das Krummschwert und schwang es über dem Kopf. Gold blitzte: Der geflügelte Helm war damit verziert, ebenso das Zaumzeug des Einhorns, der Zierrat des Kettenhemds. Der rote Umhang der Totengöttin flatterte. Die großen, haßerfüllten Augen flackerten, irrlichterten, der Dämon konnte dies selbst auf diese Entfernung deutlich sehen.

Er erwartete den Angriff.

Er war eiskalt. Angst im menschlichen Sinne war ihm fremd. Er war ein Dämon, zwar einer, der sich nicht mehr den Schwarzblütlern verpflichtet fühlte, aber Gefühlsregungen liefen bei ihm auf einer gänzlich anderen Ebene ab als bei einem Menschen.

Die Totengöttin wollte ihn überrennen, im ersten Gang kampfunfähig machen. Vielleicht sogar töten. Obwohl – das paßte nicht zu ihr. Sie liebte es, ihre Opfer zu quälen – die ewige Dämonenfolter war schlimmer als der Tod.

Sie versuchte erst gar nicht, ihn mit Worten zum Aufgeben zu bewegen.

Der Dämon registrierte es nur. Sein kleiner, verwachsener Körper spannte sich an. Das schwarze Schwert war leicht erhoben. Ein Lichtblitz gleißte über die Klinge.

Und dann war die Totengöttin heran, das Einhorn schnaubte, Darkoona pendelte den schlanken Oberkörper ruckartig zurück und wieder vor – und schlug zu. Die Klinge des Krummschwertes wischte durch die Luft. In dem Schwertstreich lag eine gewaltige Kraft.

Der Dämon parierte, lenkte den Schlag ab; die Klingen schrillten aneinander entlang. Der Dämon wurde zurückgeworfen. Er taumelte, seine Hand, sein Arm bis hinauf zur Schulter schien plötzlich zu versteinern.

Aber er hatte den ersten Angriff lebend überstanden. Hätte der Hieb der Totengöttin voll getroffen, wäre er in zwei Hälften gespalten worden.

Brutal riß die Totengöttin das Einhorn herum. Das Fabelwesen aus den Sieben Vorhöfen der Hölle wieherte schrill und voller Schmerz, die Augen rollten.

Der Dämon war bereits wieder unterwegs. Er rannte auf die

labyrinthartigen Gänge zu, die nur wenige Yards entfernt mündeten.

Hinter ihm kam die Totengöttin.

»Lauf nur, du Ratte, Verräter der Schwarzen Sache… Ich kaufe mir dich!«

In letzter Sekunde warf sich der Dämon wieder herum. Die Totengöttin kam. Schwefeldämpfe fauchten vor ihr her, von den Schwingen des Einhorns aufgepeitscht.

»Stirb!«

Wieder der blitzartige Angriff. Wie das Zustoßen einer Kobra.

Diesmal aber wich der Dämon aus. Ließ den Schwerthieb der Totengöttin ins Leere gehen. Das Einhorn jagte, vom eigenen Schwung vorwärtsgerissen, vorbei.

Der Dämon handelte kaltblütig. Seine Rechte ruckte hoch – die schwarze Klinge flirrte durch die Luft. Mit einem häßlichen Laut durchschlug sie den Kettenpanzer Darkoonas und schleuderte sie nach vorn, über die Mähne des Einhorns.

Der Dämon rannte los. Mit drei, vier geschmeidigen Sätzen war er bei dem Pferd, das jetzt dicht über dem Boden in der Luft tänzelnd verlangsamte. Es spürte, daß seine Herrin verletzt war.

Der Dämon nutzte seine Chance. Er wußte, so eine Gelegenheit kam nie wieder. Er federte hoch, bekam den Umhang der Totengöttin zu fassen, packte zu und riß daran. Darkoona wurde förmlich aus dem Sattel gewuchtet. Ein Schmerzensschrei. Hart stürzte sie auf den heißen, felsigen Boden. Gestein spritzte weg. Dreimal überschlug sich die Totengöttin, dann blieb sie liegen.

Das Einhorn wieherte, stieg auf die Hinterhand. Die Vorderläufe wirbelten. Der Dämon riß das schwarze Schwert an sich und saß im nächsten Augenblick im Sattel des Einhorns. Er trieb das widerstrebende Tier an.

Schnaubend kreiselte es herum. Der Schädel ruckte unwillig nach links, dann nach rechts.

»Los, flieg! Fort!« keuchte der Dämon. Sein verkrüppelter, verzogener, verdrehter Körper schien innerlich ausgebrannt zu werden.

Eine Hölle tobte in ihm.

Das Einhorn galoppierte los.

Die Totengöttin rappelte sich hoch, stützte sich auf den rechten Ellenbogen, starrte ihm nach.

»Verräter!« stieß sie haßerfüllt aus. »Du entkommst nicht… Ich verfluche dich, Dämon vom Schwarzen Schwert. Ich verfluche dich und alle, mit denen du in Kontakt kommst! Überall hin soll dir das Grauen aus dem Reich der Totengöttin folgen! Jeden deiner Freunde soll es treffen …«

Mit einem Schmerzlaut sackte Darkoona zusammen.

War sie tot?
Der Dämon glaubte es nicht. Sekundenlang spielte er mit dem Gedanken, umzukehren, und ganze Arbeit zu tun. Er haßte Darkoona, diese Teufelin, die ihn monatelang in ihrem Totenreich festgehalten hatte.
Der Dämon vom Schwarzen Schwert verzog das Gesicht. Er wußte, wie mächtig die Totengöttin war. Aber für ihn gab es jetzt kein Zurück mehr. Er mußte seinen Weg gehen. Den Weg, der ihm vom *Allmächtigen Auge*, einem der mächtigsten Relikte des Lichts gewiesen worden war.
Er gehörte nicht mehr zu den Schwarzblütlern.
Er stand auf der anderen Seite, auf der Seite derer, die die Dämonen bekämpften.
Alles war für ihn anders geworden seit jenem Tag, der er von Mike Hunter und Damona King aus dem Katakomben des Grauens befreit worden war.[1]
Der Dämon hieb dem Einhorn die Hacken in die Weichen. Das Höllentier brauste eine Handbreit über dem Felsenboden den Gang entlang, der sich über ihm domartig wölbte.
Längst schon war die Steinbrücke über den Lavasee und damit die auf dem Plateau liegende Totengöttin nicht mehr zu sehen. Auch ihr Schreien war verstummt. Doch die brüchige Stelle, die nur von dem kraftvollen, rhythmischen Keuchen des weißen Einhorns durchbrochen wurde, war schlimm genug.
Der schlanke Pferdeleib streckte sich unter dem Dämon, Muskeln spielten geschmeidig.
Der Dämon machte sich nichts vor. So schnell er jetzt auch war – noch war er nicht aus dem Reich der Totengöttin entkommen. Noch war er nicht durch den magischen Dimensionsschacht auf die Erde gelangt.
Dorthin wollte er.
Auf die Erde – zu Damona King und Mike Hunter.
Er mußte mit ihnen sprechen. Unbedingt. Es war so wichtig, es hing so verdammt viel davon ab.
Aber der Fluch der Totengöttin ging ihm nicht aus dem Sinn. Er würde ihm noch eine Menge Ärger bereiten. Und mit ihm auch Damona und Mike.
Der gnomenhafte Dämon biß die Zähne zusammen. Über sein Gesicht huschten Irrlichter – äußeres Zeichen seiner Erregung. Die Sorge um die menschlichen Freunde fraß sich in ihm fest.
Durfte er es jetzt überhaupt noch riskieren, auf die Erde durchzubrechen? Sich mit ihnen in Verbindung setzen? – Oder überhaupt mit irgend einem x-beliebigen Menschen in Kontakt geraten?

Wie würde sich der Fluch der Totengöttin auswirken?
Weiter ging die rasende Jagd. Das Einhorn wurde schneller und schneller. Jede Gangbiegung schien es bereits lange im voraus zu ahnen. Die weit ausladenden Schwingen fegten den kraftstrotzenden Körper voran, streifen hin und wieder mit den Spitzen die Felsenwände, die von blauschwarzen Schatten übertüncht waren. Ein fernes, unwirkliches, milchiges Licht lag voraus. Das Einhorn und sein kleiner, buckliger Reiter wurden zu einem verwaschenen Schemen in dieser unwirklichen Alptraumlandschaft.
Schwarzviolette Nebel wallten jetzt. Irisierende Lichtpünktchen waren darin eingewoben. Eisige Kälte ersetzte die glühende Hitze.
Sphärenklänge hallten, hell wie zerberstendes Glas. Der felsige Boden war von breiten Rissen durchzogen, aus denen grünliche Dämpfe stiegen. Vereinzelt waren Pfützen aus schleimigen Flüssigkeiten zu sehen, deren Oberfläche wie Glas schimmerte. Wie Schlangen wanden sich die grünlichen Dämpfe hoch, schienen nach den Läufen des Einhorns zu packen, es auf den Boden herunterziehen zu wollen.
Es gelang ihnen nicht. Das Einhorn war zu schnell.
Und dann tauchte der Dimensionsschacht vor ihnen auf!
Eine rote, wabernde Fläche, die sich wie ein Spiegel über die gesamte Breite und Höhe des Ganges spannte. Der Dämon vom Schwarzen Schwert beugte sich über den Pferdehals, die weiße Mähne peitschte in sein Gesicht.
»Lauf, Einhorn! Lauf, schnell wie der Wind… Bring mich hier heraus …«
Das Einhorn scheute. Mit seinem heiseren Ausruf trieb er es weiter – direkt in die rote, spiegelglatte – und anscheinend völlig massive Fläche hinein…
Ein Geräusch wie von splitterndem Holz…
Schlagartig war alles in grelles Rot getaucht. Das Einhorn bockte, schien gegen ein unsichtbares Hindernis zu schlugen, fiel. Der Dämon spürte einen reißenden Schmerz, flog aus dem Sattel… hinein in die rote Unendlichkeit!
Schmerzen…
Das weiße Einhorn verging hinter ihm in einer schwarzen Feuerlohe! Höllisches Gelächter brandete!
»Du hast wirklich geglaubt, der Ausgang aus meinem Reich sei ungeschützt, Dämon vom Schwarzen Schwert?« bellte Darkoonas schrille Stimme durch die rote Unendlichkeit.
»Nie wirst du deine Menschenfreunde warnen können… Selbst wenn du aus dieser alles verschlingenden roten magischen Falle entkommst – denk an meinen Fluch. Er wird dir folgen. Er haftet dir an wie ein teuflischer Parasit. Nirgends werden du und deine Freunde sicher sein. Jeder, der mit dir in Kontakt kommt, ist des Todes … Eines ganz

*speziellen* Todes … Vielleicht lasse ich dich entkommen. Auf die Erde, wie du wolltest. Es wird mir ein Vergnügen sein, denn du wirst das Chaos säen …« Kreischendes Gelächter folgte, brause wie ein Sturmwind durch die rote wabernde Leere.

Der verkrampfte Körper des Dämons vom Schwarzen Schwert wurde wie ein Sandkorn davongewirbelt.

***

»Crash!«

Der weißhaarige, hagere Mann in dem blauen Arbeitskittel winkte, schrie noch etwas, aber das war nicht mehr zu verstehen. Es ging unter in dem Geräuschchaos, das ringsum losbrach.

Damona King war zwar darauf vorbereitet gewesen, zuckte jetzt aber doch leicht zusammen.

Die Welt existierte für die Dauer einiger Mikrosekunden nicht mehr; war ausgelöscht von Krachen, Bersten, vom gewaltsamen, jähen, bestialischen Zerreißen und Verformen von Metall, vom Splittern von Glas.

Dann herrschte Stille.

Irgendwo knisterte Metall. Der weißhaarige Mann, Diplom Ingenieur Wolfgang Rosenau, warf einen letzten Blick auf das Instrumentarium vor sich, drückte einen Knopf und schaltete einen kleinen Bildschirm aus, dann wandte er sich Damona King zu.

»Na, Miß King? Beeindruckt?«

»Und wie«, lächelte Damona. »Ziemlich heißer Budenzauber, den Sie da veranstalten.«

Der Ingenieur erwiderte ihr Lächeln. »Kann man wohl sagen, ja. Aber alles geschieht im Dienste der Sicherheit. Unsere Dummys halten ihren teuren Kopf hin, damit die Unfallsicherheit der Fahrzeuge immer und immer wieder verbessert werden kann.«

Damona King nickte.

Wolfgang Rosenau nahm sie beim Arm. »Kommen Sie«, sagte er.

»Sehen wir nach unserem Helden.«

Sie verließen die Glaskabine, von der aus sie dem Test zugesehen hatten, und gingen zu dem demolierten Wagen – einem VW Golf hinüber, der an der Betonwand klebte, gegen die man ihn katapultiert hatte.

Die Techniker und Spezialisten der Wolfsburger Forschungs- und Entwicklungsabteilung waren bereits an Ort und Stelle. Die große Halle war von Stimmengewirr erfüllt. Der Kunstmensch wurde aus dem demolierten Golf geholt.

Wolfgang Rosenau erklärte: »Jetzt geht’s erst richtig los mit unserer Knochenarbeit. Der Dummy wird jetzt grob auf mechanische Schäden untersucht, damit wir typische ›Verletzungen‹ feststellen und diese im

künftigen Versuchsprogramm berücksichtigen können. Dann kommt das spezielle Prüfverfahren, über das wir vorhin bereits gesprochen haben. Wir orientieren uns hierbei streng an der US-Gesetzgebung.«

»Soviel ich weiß sind die einzigen gültigen Normen, die momentan auf der ganzen Welt zu beachten und einzuhalten sind, von der amerikanischen Verkehrsbehörde erlassen. In Europa gibt es zur Zeit nur Vorschläge, die erst im Lauf der nächsten Jahre zu Gesetzen werden sollen.«

»Sie sind hervorragend informiert, Miß King.« Rosenau strahlte sie an. »Stimmt. Wir arbeiten gerade deshalb nach den US-Richtlinien. Safety first.«

»Dann wird die Puppe jetzt neu vermessen, neu geeicht?«

»Ja. Wir haben mit dem Hybrid II Kunstmenschen ein prima Arbeitsmittel. Die zweite Generation der Dummy-Puppen.«

Damona lächelte. »Auch entsprechend teuer.«

»Für einen ›erwachsenen‹ Dummy müssen wir etwa zwischen 000 DM bis 20 000 DM auf den Tisch blättern. Die Ersatzteile kosten entsprechend. Rippen, Oberschenkel, Wirbelsäule. Dazu kommt stets das Montieren der teuren Meßgeräte. Kameras und so weiter.«

Rosenau nickte. »Teuer ist das schon, ja. Aber wenn man damit auch nur ein Menschenleben mehr rettet, dann lohnt es sich.«

»Der Meinung bin ich auch.« Damona wandte sich ab. Überall wimmelten die Techniker jetzt herum, scheinbar in einem wirren Durcheinander. Trotzdem: Das hier war kontrolliertes Wirrwarr. Jeder Mann wußte, was er zu tun hatte. Damona sagte: »Eine Frage noch, Herr Rosenau. Diese Puppen – simulieren sie den Menschen wirklichkeitsgetreu, ich meine…«

Rosenau kam an ihre Seite. »Hundertprozentig nicht. Das könnte keine Puppe. Trotz aller Verbesserungen, die im Lauf der letzten Jahre an den Dummys erzielt worden sind, sind wir vom endgültigen Ziel, im Versuchsbetrieb einen Dummy mit fast vollkommen menschlichen Eigenschaften zur Verfügung zu haben, noch ein gutes Stück entfernt. Aber – interessant – die Zahlen der von den Amerikanern veröffentlichten Unfallstatistik stimmen – was die aufgetretenen Verletzungen angeht – mit unseren Daten überein.«

Damona ließ sich das Gehörte und Gesehene durch den Kopf gehen, während sie mit Wolfgang Rosenau die Crash-Halle verließ.

Der Aufenthalt in Wolfsburg, Germany, war beruflicher Natur. Sie wollte die Crash-Abteilung des VW-Konzerns kennenlernen, da sie für ein Tochterunternehmen des King-Konzerns eine ähnliche einrichten wollte. Der King-Konzern – eine milliardenschwere Holding-Gesellschaft – hatte die Finger überall drin – auch in der Autobranche.

Nach den Horror-Abenteuern der letzten Wochen – unter anderem gegen den Ghoul-König Sazarim und seine Horden, gegen Ugo Maruso,

den Sklaven des Grauen Todes und gegen den Taschi-Lin, den Seelenfresser[2], die sie allesamt in ihrer zweiten Identität als Geisterjägerin bestanden hatte, kam sie jetzt zum ersten Mal seit langem wieder dazu, sich um die Arbeit zu kümmern. Mit Romano Tozzi, dem General-Manager des Konzerns war sie nach Deutschland geflogen. Mike Hunter war auf Kings Castle geblieben.

Zwangsläufig.

Der gute Mike hatte sich nämlich eine böse Grippe eingefangen.

Wahrscheinlich schon damals, als er in dem unterirdischen Abwasserkanal buchstäblich baden gegangen war. Dann das Abenteuer in China gegen den Seelenfresser… Auch ein so hartgesottener Bursche wie Mike konnte das auf Dauer nicht einfach wegstecken. Jetzt hütete er jedenfalls das Bett. Und war entsprechend sauer.

Wolfgang Rosenau hatte etwas gesagt, aber Damona hatte gar nicht richtig hingehört.

»Wie bitte?« erkundigte sie sich.

»So beeindruckt?« Rosenau sah sie an.

Damona verstand nicht gleich, dann fiel der Groschen. »Ich habe an jemanden gedacht«, erklärte sie. »Dem hätte die Vorführung auch imponiert. Ein Auto-Fan.«

»Ah.«

Sie gingen ins Hauptgebäude. Dort mußte irgendwo Romano Tozzi stecken. Er verhandelte bereits mit dem Vorstand über gewisse Lizenz-Vergaben an den King-Konzern.

Rosenau führte Damona durch den Riesenbau. Die langen Korridore waren blitzsauber und wirkten hell und freundlich. Überall Blumen, um den Gängen die strenge Nüchternheit zu nehmen, was dem Grün auch hervorragend gelang.

Sie unterhielten sich über Belanglosigkeiten. Rosenau erklärte dies und das, und bewies damit, daß er nicht nur über die F&E-Abteilung hervorragend informiert war.

Schließlich stiegen sie in den Lift und ließen sich in den obersten Stock hinaufbefördern.

Im großem Tagungsraum – knöcheltiefer Teppich, Teakholzeinrichtung, indirekte Beleuchtung, viel Grün, große Glasfensterfront mit Blick auf Wolfsburg, helle, hauchzarte Vorhänge, Bar – trafen sie auf Tozzi und die Herren vorn Vorstand.

Zigarettenrauch hing in der Luft.

Die Herren Manager sahen auf. Grüßten. Hier und da bemerkte Damona jäh aufflackerndes Erstaunen. Natürlich hatten gewisse Herren nicht damit gerechnet, daß die Chefin des King Konzerns so jung war. Manche sprachen einer Frau innerlich auch das Recht und das Können ab, Erfolg zu haben.

Sie erwiderte den Gruß und ging zu Tozzi hinüber. Rosenau verabschiedete sich.

»Danke für alles, Herr Rosenau«, rief Damona ihm nach.

»Keine Ursache.«

Die doppelten, ledergepolsterten Flügeltüren schlossen sich hinter ihm.

Damona King setzte sich in den schweren Ledersessel. »Nun, meine Herren?«

Einige räusperten sich.

»Wir wußten nicht…«

»Schon gut. Ich hab mich daran gewöhnt.«

Der gutaussehende, schwarzhaarige Mann mit dem schmalen, dunkelgebräunten Gesicht lächelte blasiert. »Mr. Tozzi sagte uns nur, daß sein Chef…«

»Ich bin der Chef, und ich bin jetzt hier.« Sie schenkte ihm einen ganz bezaubernden Blick aus ihren unergründlich tiefen grünen Hexenaugen. Der schwarzhaarige, sonst so selbstsichere Erfolgsmann geriet durcheinander, räusperte sich.

»Ich – äh – erfreut, wirklich, Miß King. Äh – mein Name ist Dieter Ganterer, Dr. Dieter Ganterer.«

»Die Freude ist ganz meinerseits, Herr *Doktor*.«

Die anderen Herren stellten sich vor.

Damona lehnte sich daraufhin bequem zurück. Tozzi raunte ihr zu, daß die Sache gut stand. Er schob ihr einen dicken Aktenordner herüber. Sie sah ihn giftig an. Alles, was mit Schreibkram und Schreibtischhockerei zu tun hatte, gefiel ihr nicht sonderlich. Aber diesmal mußte sie in den sauren Apfel beißen. Und zwar kräftig.

Sie beschäftigte sich mit den Unterlagen, während die Herren wieder in die Vollen gingen. Das Stimmenwirrwarr legte sich wie ein klebriger, unsichtbarer Film um ihren Schädel. Dazu der Zigarettenrauch.

Sie schlug die Füße übereinander. Die Nylons knisterten hörbar und versprühten eine erotisierende Atmosphäre. Damona spürte mit ihren übersensiblen Hexensinnen, daß die Herren Manager nur noch halb bei der Sache waren. Gefühlsimpulse prasselten auf sie ein. Gier. Eifersucht. Der unbändige Wunsch, mit ihr näher bekannt zu werden. – Letzterer Gedanke kam eindeutig von dem schwarzhaarigen Dr. Dieter Ganterer.

Damona trug ein einfaches und doch raffiniert geschnittenes burgunderfarbenes Kostüm, dazu eine weiße Bluse. Die Silberkette, an der sie das geheimnisvolle versteinerte Hexenherz trug, war zu sehen, da sie den obersten Knopf der Bluse geöffnet hatte. Der Rock schmiegte sich über die Oberschenkel, zeichnete ihre Konturen nach.

Damona tat, als bemerke sie die teils offen bewundernden, teils

verstohlen gaffenden Blicke, die immer wieder zu ihr herflogen, nicht. Innerlich amüsierte sie sich. Es fiel ihr schwer, mit den Gedanken bei der Arbeit zu bleiben. Die geschäftstüchtigen Herren, denen normalerweise nur Bilanzen und entsprechende Zahlen durch die Köpfe spukten, gerieten sichtlich aus dem Häuschen. Im krassen Gegensatz dazu Romano Tozzis kühle Gelassenheit. Er war voll bei der Sache. Natürlich. Nicht umsonst hing ihm der Ruf an, ausschließlich mit dem King Konzern verheiratet zu sein.

Tozzi blieb hart am Thema.

Zwei Stunden zäher Erörterungen und Verhandlungen schlossen sich an.

***

Das Mittagessen nahm Damona King in einem kleinen, verschwiegenen Schlemmerlokal in Wolfsburg ein. Dieter Ganterer hatte sich nicht davon abbringen lassen wollen, sie auszuführen. Romano Tozzi arbeitete durch. Die Herren vom Vorstand ebenfalls.

Bei Rebhuhn auf gegrillten Steinpilzen, Jus naturell, einem 1970er Margaux und romantischem Kerzenschein saßen sich Damona King und Dieter Ganterer gegenüber.

Dieter Ganterer sah sie nahezu unablässig an.

Damona trug es mit Gelassenheit und Fassung. Sie hatte keinen Hehl daraus gemacht, daß er ihr mit seinem übertrieben seriösen und aufdringlichen Auftreten nicht sonderlich imponierte. Das aber schien er wiederum gar nicht zu bemerken. Oder bemerken zu wollen. Okay, jetzt waren sie hier, und Damona King war entschlossen, das Spiel mitzuspielen.

»Gut?« fragte er leise.

»Mhm.«

Sie wischte sich eine widerspenstige lange, schwarze Haarsträhne zurück und sah ihn an. Im Grunde genommen war er nicht unsympathisch. Wenn er nur nicht so schrecklich von sich selbst eingenommen gewesen wäre. Und sie – typisch – als besseres Abschußobjekt sehen würde. Er war davon überzeugt, sie binnen der nächsten beiden Stunden in seinem Bett zu haben. Er lächelte verwegen, nippte an dem Margaux. Seine dunklen Augen blitzten.

»Kann es möglich sein, daß eine so schöne und aufregende Frau wie Sie nur kalte Zahlen und Geschäftsprojekte im Kopf hat?« fragte er. Seine Stimme war dunkel und berechnend angenehm.

»Das kann sein.«

»Man sollte es nicht für möglich halten.«

»Möglich ist alles.«

Er räusperte sich, schob den perfekt gebundenen Krawattenknoten hin und her. »Aber das sind doch nicht wirklich Sie, Miß King. Ich –

ich meine, ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie den ganzen Tag nur…« Er schüttelte den Kopf.

»Sie haben gefragt, ob es möglich sein kann. Ich habe geantwortet, daß es möglich sein kann. Ob das wirklich so ist…« Sie zuckte die Schultern. »Das ist eine andere Frage.«

»Sie machen es mir sehr schwer.«

»Das sind Sie nicht gewohnt, nicht wahr?«

Er schüttelte den Kopf.

Einige Gäste sahen herüber. Damona bemerkte ihre Blicke. Sie fiel schon wieder auf.

Sie mußte an Mike Hunter denken, ihren Freund, Geliebten, und zuverlässigen Partner in Sachen Dämonenbekämpfung. Mike war so anders als dieser Dr. Ganterer. Lässig, natürlich. Auch selbstbewußt, ja, aber nicht mit dieser Aufreißer-Masche.

Dieter Ganterer aß schweigend. Er vermied es jetzt, sie anzusehen.

Wahrscheinlich fühlt er sich ertappt, dachte Damona. Vielleicht war es auch ihre legere Offenheit gewesen.

Auf jeden Fall: Er hatte kapiert, daß sie in diesem Spiel nicht das Mäuschen, sondern die Katze war.

Nach dem Essen fuhr Damona mit dem geliehenen Golf GTI in ihr Hotel. Sie fühlte sich müde. Eine seltsam unnatürliche Müdigkeit.

Dabei, so resümierte sie, war ihr der harmlose Flirt mit Dieter Ganterer so schwer auch wieder nicht aufs Gemüt geschlagen. Sie hatte ihn sozusagen mit links erledigt. Nach dem Essen war er um zwei Nummern kleiner gewesen. Aber trotzdem noch King-Size-Format.

Typen wie er gaben niemals klein bei.

Sie hatte sich von ihm verabschiedet, er hatte ihr inniglich die Hand geküßt – und auch damit nichts erreicht, und schließlich hatte er es eingesehen. Damona King war für ihn so unerreichbar fern wie die Sonne.

Mit geschmeidigen, energischen Schritten durchquerte sie die Hotelhalle. Der Mann hinter der Lounge strahlte ihr entgegen, seine Blicke verharrten kurz auf ihrem schlanken, durchtrainierten Körper.

»Meine Schlüssel, bitte.«

»Bitte sehr, Miß King.«

Sie nickte, lächelte, ging zum Lift und spürte die Blicke des Mannes auf ihrem Rücken. Wenig später, in dem großzügig eingerichteten Appartement, fühlte sie sich besser. Manchmal hing es ihr zum Hals heraus, überall begafft zu werden. Himmel, war sie ein Wunderwesen?

Sie seufzte, zog die Kostümjacke aus und warf sie achtlos über eine Sessellehne. Dann ließ sie sich auf das lederbezogene Sofa fallen, legte die Füße hoch und sehnte sich nach London zurück.

Die Müdigkeit wurde schlimmer. Eine ätzende, reißende Müdigkeit,

die sich in ihrem Schädel ausbreitete, ihn ausfüllte wie flüssiges, brodelndes Blei.
Die Augen schmerzten.
Damonas Hände begannen zu zittern.
Was war los? Was geschah mit ihr?
Ihr Trotz flammte auf, sie wollte sich aufsetzen, aber es ging nicht.
Sie lag da, fühlte sich wie erschlagen. Jeder Gedanke bereitete ihr Schmerzen. Einer schien am anderen zu kleben. Alles in ihrem Kopf verwandelte sich in eine schmierige, zähflüssige Masse.
*Überanstrengung… Verrückt. Unsinn. Ein Angriff … Du scheinst vergessen zu haben, daß du auf der Abschlußliste der Dämonen ganz obenan stehst, Damona King!*
Die wispernde Stimme der Hexenherz-Präsenz wehte durch ihren Verstand. Aber Damona King konnte ihr nicht einmal antworten.
Rasend schnell schien ihre Lebensenergie aus ihr hinauszuströmen. Die Schwäche vermengte sich mit der Müdigkeit.
Schlafen… Damona fielen die Augen zu.
Sie sah wirre Bilder auf die Innenseite ihrer Lider projiziert. Ein rotes Glühen… und Wabern …
*Schlafen…*
Eine schwarze Gestalt, die durch ein rotes Universum wirbelte, sich um die eigene Achse drehte… rotierte, immer wieder, immer wieder, immer wieder.
Was passiert?
Damona konnte sich keine Antwort mehr geben. Auch die Hexenherz-Präsenz schwieg.
Eisige Stille füllte sie aus. Und Müdigkeit. Erschöpfung. Schwäche.
Alles drehte sich. Alles wurde ganz leicht. Schwerelos.
Damona King glitt in einen totenähnlichen Schlaf hinüber…

***

Ausgerechnet Brian O’Hara sollte es als ersten erwischen!
Er war Streifenpolizist im Londoner Stadtteil Soho, 26 Jahre alt, gutaussehend und mit einer gesunden Portion Ehrgeiz ausgestattet.
Seiner Mutter hatte er versprochen, Karriere zu machen und zur Kripo zu kommen. Seine Mutter war Witwe, sie hielt viel auf diese Dinge, und deshalb hatte er ihr die Freude gemacht, das zu sagen.
Normalerweise war er still, bescheiden; er hatte seine Pläne, seine Zukunftsträume, wollte sie auch verwirklichen, aber nicht auf die Ellbogenmethode.
Brian O’Hara hatte eine Menge Freunde. Er war beliebt, sogar bei den Vorgesetzten.
Daran aber dachte er jetzt nicht, als er die enge Gasse entlang marschierte. Ein bleigrauer Himmel wölbte sich über ihm. Schwere

Wolken zogen über den Hausdächern zusammen. Der Wind, der dem Polizisten entgegenfächelte, war kalt; zu kalt für diese Jahreszeit.

Der Winter war zwar nahe – aber so nahe auch wieder nicht.

Der süßliche Gestank von Essensresten mischte sich mit dem bitteren Geruch von verwesenden Fischen und saurem Bier.

Brian O'Hara blieb stehen, orientierte sich kurz. Der Kerl, dem er folgte, war nirgends mehr zu sehen. »Mist!« brummte O'Hara und rammte die Hände in die Hosentaschen.

Alle still. Nirgends eine Bewegung. Nicht einmal hinter den Fensterscheiben.

Die hohen Hauswände schienen Ablehnung auszustrahlen. Er gehörte nicht hierher. Er war Polizist. Denen traute man neuerdings auch nicht mehr. Die Menschen hatten gelernt, mißtrauisch zu sein.

Brian ging weiter und versuchte, die trostlosen Gedanken aus seinem Kopf zu verdrängen. Vor ihm mündete die Gasse in einen kleinen Hinterhof. Kistenstapel an den Hauswänden. Überquellende Abfallcontainer. Wahrscheinlich war das die Rückseite einer Gaststätte.

Ein paar Jungens spielten Fußball. Jeweils zwei Kisten bildeten das Tor. Es ging hoch her. Die Kleinen waren voll bei der Sache. Mit hochroten Köpfen und lautem Hallo wetzten sie hin und her.

Brian O'Hara überlegte, ob er sie fragen sollte. Der Bursche, hinter dem er her war, hatte an vier Autos die Reifen zerschnitten. Bei hellichtem Tag. Und wäre er, Brian O'Hara, nicht zufällig dazugekommen, dann hätte er noch weitergemacht. Verrückt. Brian O'Hara war auch jung, aber dafür hatte er kein Verständnis. Obwohl, vielleicht mußte man das im großen Zusammenhang sehen, sagte er sich. Es gab hier in Soho so viele Arbeitslose. Die Unzufriedenheit wuchs.

»Hey!« rief O'Hara freundlich und winkte den Jungen. Ein dicklicher Rotschopf kickte den Lederball weg, sah sich kurz um, überlegte offenbar, ob er wegrennen oder dem Wink folgen sollte. Er entschied sich für letzteres und kam auf O'Hara zu. Seine Freunde folgten ihm.

»Was'n los, Mister?«

»Habt ihr hier einen Burschen vorbeiflitzen sehen? Muß vor ein paar Minuten gewesen sein. Er war groß, dürr, ein richtiger Kleiderständer, die Klamotten haben nur so geschlottert.«

»No, sorry«, sagte der Rotschopf. »Oder, habt ihr was gesehen?«

»Nö«.

»Hat der was ausgefressen?« wollte einer wissen.

»Oder vielleicht sogar jemanden umgelegt?« Ein kleiner, dürrer Bursche mit Mausgesicht und blauen Augen hinter dicken Brillengläsern fragte das.

»Nein, nein«, wehrte Brian O'Hara lächelnd ab.

»Was dann – och, kommen Sie, sagen Sie’s uns doch! Wir könnten Ihnen helfen…«

Mit Müh und Not konnte er die Jungs, die plötzlich mit Feuereifer bei der Sache waren, bremsen. »Der Bursche ist gefährlich«, sagte er betont düster. »Der hat eine Waffe. Besser, ihr spielt hier weiter, und wenn euch einer auffällt, dann ruft ihr mich. Okay?«

»Okay!« tönte es zurück.

Uff, dachte Brian O’Hara. Er lächelte in sich hinein. Gut, daß er sie hatte abstoppen können. Er wollte nicht, daß die Jungs in irgend etwas verwickelt wurden. Vielleicht war der Bursche mit seinem Messer ja tatsächlich gefährlich.

Brian nickte den Jungs noch einmal zu, dann kehrte er um. Ein paar Yards die Gasse zurück war ein schmaler Durchgang zwischen zwei Häusern. Vielleicht war der Kerl dort hinein verschwunden. Er hatte vorhin zwar hineingesehen, jedoch nichts entdeckt.

Brian O’Hara ärgerte sich. Daß ihm dieser Bursche aber auch so durch die Lappen gehen mußte.

Er stiefelte zurück. Hinter ihm lärmten die fußballbegeisterten Jungs wieder los.

*O’Hara* erreichte den Durchgang. Schon wollte er wieder umkehren. Das war eine Sackgasse. Hier konnte sich höchstens eine Ratte unsichtbar machen.

Da sah er die Metallplatte auf dem Boden.

»Verdammt!«

Ein Kellereingang. Von außen zu öffnen. Brian O’Hara rannte los.

Den Knüppel hielt er in der Hand. Sicher war sicher.

Er erreichte die Metallplatte, sah, daß der Dreck, der sich als feine Schicht darauf abgesetzt hatte, erst vor kurzem weggefegt worden sein mußte.

War das der Fluchtweg des Burschen?

Er bückte sich, griff nach dem Ring, wollte die Metallplatte hochwuchten.

Und ließ es dann doch bleiben. Die Platte sackte knirschend in die Einfügung zurück.

Brian O’Haras Körperhaltung versteifte sich. Er sah ein rotes Glitzern und Funkeln. Nur aus den Augenwinkeln heraus, aber das genügte. Wie hypnotisiert, richtete er sich auf. Er drehte den Kopf. Da – da war es wieder, dieses Leuchten. Wie ein Signal, um ihn auf irgend etwas aufmerksam zu machen.

Auf was?

Mit steifen Schritten stakste er los. Die hellen Kinderstimmen, die aus der Ferne heranwehten, hörte er nicht mehr. Auch die anderen Geräusche der *Realität* waren für ihn wie von einem riesigen Fischmaul verschluckt worden.

Dumpfes Pochen füllte seinen Schädel aus.

Komm… komm … komm …

Das schien es zu bedeuten.

Brian O’Hara ging weiter. Seine Augen waren ausdruckslos wie die einer Puppe. Das rote Leuchten… Seine Blicke konzentrierten sich darauf. Ein runder Gegenstand. Ein Ball. Eine Kristallkugel.

Irgend etwas in der Art.

Davon ging das Glühen aus. Warum war noch keiner darauf aufmerksam geworden?

Ein alter, rostiger Eimer stand daneben. Und noch einer. Halbdunkel herrschte hier. Die Gasse war nur handtuchbreit. Die Hausmauern strahlten Feuchtigkeit aus. Über Brian O’Haras Kopf, im ersten Stock, waren von einem Fenster zum anderen Wäscheleinen gespannt. Ein paar einfache, bunte Kleidungsstücke hingen daran zum Trocknen.

Er sah sie nicht.

Er sah nur den runden Gegenstand.

Er wollte ihn haben.

Gier keimte in ihm auf, eine Gier, die ihm bisher fremd gewesen war. Etwas Böses… Bestialisches, Reißendes. Brian O’Hara macht den letzten Schritt. Sein sehniger Oberkörper rückte vor, die Rechte streckte sich wie eine Krallenhand aus, wollte nach dem roten Ding greifen, verharrte aber einen Millimeter über der Oberfläche.

Brian O’Hara sah die Schuhe. Darin steckten Füße. Sein Blick wanderte weiter. Beine. Oberkörper. Kopf.

Hinter den rostigen Eimern lag ein Mann. Es war der dürre Bursche mit dem Geierschädel. Der, der die Autoreifen zerstochen hatte. Der, den er verfolgt hatte.

O’Hara stieß ein heiseres Keuchen aus.

Er berührte den roten, runden Kristall nicht. Zog seine Hand weg.

Etwas wie Begreifen sickerte in den wattigen Dunst in seinem Schädel. Gefahr… Aufpassen …

Mit einer aberwitzigen Anstrengung wandte er sich dem reglos Daliegenden zu.

Der Körper des Mannes war verkrampft. Und kalt wie Eis. Erschrocken zog der junge Streifenpolizist die Hand zurück.

Was war mit dem Mann passiert?

Er sah in das kalkweiße Gesicht. Es war wie von feinen, schwarzen Rissen überzogen. Die Augen waren weit aufgerissen und blank wie Glaskugeln. Die Augen eines Toten.

Brian O’Hara überwand sich, versuchte, einen Herzschlag festzustellen. Nichts.

Der Junge war tot.

Aber – das war doch nicht möglich. Noch vor ein paar Minuten…

Brian O’Hara spürte, wie ihm das eiskalte Grauen den Rücken

heraufkroch. Seine Nackenhärchen stellten sich auf.

Der rote Stein…

Das Leuchten warf einen Widerschein – einen unnatürlichen intensiven Widerschein auf den reglosen Körper des Toten.

Brian O'Hara geriet wieder in den teuflischen Bann.

Starr drehte er sich wiederum. Der rote Stein schien sich bewegt zu haben. Er lag greifbar nahe. Verlockend. Ein Versprechen.

Ein Versprechen?

Brian streckte seine Hand aus. Berührte den Stein. Hob ihn hoch.

Er war ganz leicht. Wie eine Wolke.

Das rote Leuchten nahm dämonische Intensität an. Die fürchterliche Gier war wieder in O'Hara. Gier – auf was?

Langsam richtete er sich auf. Kälte sickerte in seinen Körper ein.

Zuerst in die Hände. Dann weiter, die Arme hinauf, über die Schultern in die Brust, Richtung Herz…

Die Kälte ging vom dem roten Stein aus.

Jähe Angst explodierte in O'Hara. Er wollte den Stein loslassen, wegschleudern, wollte davonlaufen.

Aber er stand längst im Bann des Grauens.

In seinem Schädel hämmerte und brauste und toste es. Eine unirdische, gespenstische Stimme wisperte Obszönitäten.

Einen Namen: »Darkoona…«

Wie ein Lufthauch aus einer Gruft verging dieses Wispern. Aber der Name blieb in O'Haras Geist. Wie mit Säure eingefressen.

Immer höher hob er den roten, runden Gegenstand.

Bis er ihn dicht vor seinen Augen hielt.

Das Rot schmerzte ihm in den Augen. Wabernde Linien, grell, bizarr, rieselnd; blitzartig vergingen sie und entstanden neu, eine Welt aus Rot. Blutigem Rot. Teuflischem Rot.

Und mitten in diesem roten Chaos…

Etwas, das sich bewegte! Etwas schwarzes, winzig Kleines… Etwas Lebendiges …

Brian O'Hara zuckte zusammen, als wäre ihm mit einem glühenden Eisen über den Rücken gestrichen worden.

Ein Mensch, ein winzig kleiner, verkrüppelter Mensch, ein Zwerg, war in dieser faustgroßen Kugel eingeschlossen. Er täuschte sich nicht, er sah das verzweifelte Gesicht des Zwergs, sah die Gesten…

Er winkte ihm… Schrie etwas … Die winzigen Hände wischten über die glasähnliche Substanz seines Gefängnisses, hämmerte dagegen.

Das war das Letzte, was der Streifenpolizist Brian O'Hara wahrnahm.

Im nächsten Sekundenbruchteil starb er.

Das Böse lodert in ihm hoch, übernahm seinen Körper, vernichtete seinen menschlichen Geist, zertrümmerte ihn mit einem einzigen Schlag, wie man Glas zertrümmert.

O'Haras Körper sackte leicht in die Knie, dann richtete er sich wieder auf.

Die nervigen Hände umfaßten die rote Kristallkugel fester.

Der Körper setzte sich in Bewegung. Starr. Ruckartig. Wie von einem mechanischen Räderwerk am Leben erhalten.

Ein teuflisches, rotes Glühen loderte in den toten Augen. Der Widerschein des roten Kristalls lag auf dem maskenhaft starren Gesicht.

*Töte… Töte … Töte …* hämmerte es monoton in seinem Schädel.

Bizarre, kreischend, jaulende Echos begleiteten die nichtmenschliche, eiskalte, gefühllose Stimme.

Und der lebende Tote ging in die Richtung, in der er die spielenden Kinder wußte…

***

Schützend riß der Dämon die Hände vors Gesicht.

Über ihm, am Himmel, schwebte ein gigantisches Gesicht. Ein menschliches Gesicht. Der wabernde, rote Flammenvorhang wölbte sich wie ein feiner Schmierfilm davor. Die Konturen des Gesichts verschwammen; wurden deutlicher, dann wieder undeutlicher, ein unablässiges Wechselspiel.

Der Mensch hielt die Kugel, in der das rote Nichts eingesperrt war, in der Hand und starrte darauf hinunter. Seine Gefühlsausstrahlungen waren wie Hitzewellen, die auf den Dämon einprasselten.

Verzweifelt versuchte er, den Menschen zu warnen, er warf sich mit der ganzen noch verbleibend Kraft seines verwachsenen Körpers gegen die unsichtbare Wölbung. Ein heller Ton, wie von vibrierendem Glas, entstand.

»Laß es los! Verdammt, wirf es weg! Es tötet dich…« schrie der Dämon.

Aber der Mensch hörte ihn nicht.

Er starrte weiter auf ihn herunter. In seinen Augen irrlichterte es.

Der Dämon fühlte, daß etwas mit dem Menschen passierte.

*Der Fluch der Totengöttin…*

Er packte zu, das Grauen fraß sich in den Menschen hinein und zertrümmerte seinen Verstand, tötete seine Seele, brannte seinen Schädel aus und füllte ihn mit dämonischem Leben aus.

Der Dämon schrie. Die Impulse, die jetzt von dem Menschen ausstrahlten, waren fürchterlich.

Taumelnd wankte er von der Wandung zurück. Die Flammenzungen knisterten und prasselten. Vielleicht waren sie nur Illusion. Er wußte es nicht. Er wankte zurück, weg von der Wandung.

Er war gefangen.

Gefangen in einem roten, kugelförmigen Kristall.

Diese Erkenntnis fraß wie eine reißende Bestie aus den Vorhöfen der Hölle in seinen Gedanken. Der Dämon vom Schwarzen Schwert wußte, daß sich die Totengöttin als stärker, als listiger erwiesen hatte. Sie hatte ihn ausgetrickst. Er war ihr Gefangener. Sie spielte mit ihm – und brachte mit seiner Hilfe auch noch das Grauen auf die Erde.

Das rote Nichts geriet in wallende Bewegung. – Der Mensch bewegte sich. Und der Dämon wußte, was er vorhatte. Er war zu einer Marionette der Totengöttin geworden. Er wollte morden…

»Nein!« die Stimme des Dämons überschlug sich.

Panik toste in ihm hoch. Seine eherne Ruhe, die er bis jetzt bewahrt hatte, zerbarst. Er durfte das nicht zulassen, er stand auf der Seite der Menschen. Er –Das Rot brachte ihn langsam, aber sicher um den Verstand. Es war überall. Selbst in ihm schien es zu sein. Keuchend hielt er an. Brach in die Knie. Er preßte die Hände auf die schmerzenden Augen. Es half nichts Das Rot war auch in seinem Schädel. Es brandete förmlich dagegen. Er öffnete die Augen wieder.

Er lag auf zuckenden, sich kräuselnden Flammenwogen. Er konnte sie nur vage sehen, sie bewegten sich, aber sobald er genauer hinsah, waren sie fest. Einen richtigen Boden schien es trotzdem nicht zu geben. Denn griff er danach, tauchten seine Finger, seine Hände darin ein.

Er schwebte und schwebte doch nicht.

Auch vorhin, als sein rasender, irrwitziger Sturz in die scheinbar endlose Weite des Rots urplötzlich ein Ende gefunden hatte, war ihm das schon aufgefallen. Normalerweise hätte er den Aufprall nicht überleben dürfen, selbst einem Dämon seiner Sippe waren Grenzen gesetzt.

Aber er lebte noch immer.

Der Aufprall war keiner gewesen. Übergangslos war er auf einer von züngelnden, brausenden, brodelnden Flammen gebildeten weiten Ebene gelegen.

Ringsum nur Rot, Rot, Rot.

Er war aufgebrochen, einem Ziel entgegen, das er selbst nicht kannte. Er hatte einfach nicht liegenbleiben wollen. Wie lange er über das unruhige, immaterielle, materielle, irreale, reale Rot gewandert war – er konnte es nicht einmal abschätzen. Ewigkeiten waren vergangen. Vielleicht auch nur Sekunden.

Dann war der Mann gekommen.

Er hatte das rote Nichts aufgehoben. Und war gestorben. Er war zu schwach gewesen. Das Böse hatte ihn nicht akzeptiert.

Der Mann, der das rote Nichts jetzt in Händen hielt, war stärker.

Das Böse hatte ihn als Wirtskörper übernommen.

Der Dämon riß sich zusammen. Er konzentrierte sich.

DAMONA KING.

Vorhin hatte er schon versucht, sie zu erreichen. Irgendwie.

Sie war eine Hexe.

Sie würde seine telepathische Botschaft verstehen können. Vielleicht… Wenn es ihm gelang, sie auf ihn aufmerksam zu machen.

Auf die Gefahr, die er jetzt für die Menschen verkörperte. Und auf jene Gefahr, die noch drohte. Deretwegen er Damona King so dringend sprechen mußte. All die Strapazen, die er deswegen auf sich genommen hatte…

Der Dämon würgte. Sein kleiner Körper zuckte konvulsivisch. Die Anstrengungen waren zu groß. Zu lange schon wurde er gehetzt.

Seine Kraftreserven waren verbraucht.

Es schien, als würde sich das Rot immer tiefer in ihn hineinfressen, je intensiver er an Flucht dachte. Oder an irgend jemanden, der ihm aus diesem wahnsinnigen Kerker heraushelfen konnte.

»Damona… Hilf mir …«, flüsterte er, kaum hörbar. »Hilf mir …«

Er gab nicht auf. Er wollte aus diesem Verlies heraus. Er wollte nicht, daß Menschen seinetwegen sterben mußten. Seine Sippe gehörte nicht zu den blutrünstigen Schwarzblütlern… Und er selbst war zu einem Verbündeten des Lichts geworden …

Der Dämon vom Schwarzen Schwert unterdrückte den Schrei. Die Schmerzen wühlten in seinem Leib. Er hätte ununterbrochen schreien können, tat es aber nicht. Er würde schwächer und schwächer.

Seine Dämonenfähigkeiten wurden von dem Rot aus seinem schmächtigen Körper gesaugt.

Es war zu spät…

Sein Geist sandte einen letzten, verzweifelten Impuls aus, tastete, fühlte, überwand Zeit und Raum, suchte Damona King. DAMONA KING! D-A-MO-N-A!

Es brauste und toste ringsum. Ein Höllensturm brach los, vereinte sich mit den wabernden, zuckenden, irrwitzig tanzenden Flammen.

Gierige, unsichtbare Mäuler rissen und zerrten und fetzten am Körper des kleinen Dämons.

Und der Mann, der das rote Nichts in seinen Händen hielt, war unterwegs, um grausam zu töten. Nur noch wenige Minuten, dann hatte er die spielenden, ahnungslosen Kinder erreicht.

Der Dämon verdoppelte die Wucht seines Hilfeschreis. Dann war es vorbei. Er wußte nicht einmal, ob er Damona erreicht hatte. Ob sie ihn gehört hatte. Ein reißendes Geräusch jaulte durch seinen Schädel. Es hörte sich an, als würde ein Seidenvorhang zerfetzt.

Wie von einem Blitzschlag gefällt, kippte der Dämon vornüber.

Ein letztes Zucken durchlief seinen kleinen, verdrehten Körper, dann lag er ganz still…

***

Tony Baines sah weg. Eiskalter Schrecken durchraste ihn.

Im nächsten Augenblick klirrte und schepperte es. Eine wütende Frauenstimme keifte los.

»Verdammte Bengel! Wie oft hab ich euch gesagt, ihr sollt hier nicht Fußball spielen! Die Scheibe, verdammt, ihr habt die Scheibe eingeworfen!«

»Los! Weg!« schrie Andrew, der wegen seines Rotschopfes aber von allen nur Reddy genannt wurde.

Reddy war der Anführer der Bande. Wenn er sagte: »Weg!« dann war es wirklich brenzlig, denn so schnell kniff Reddy vor nichts.

Tony Baines nahm die Beine in die Hand. Er wetzte hinter seinen Freunden her. Die Brillenschlange, Tom Corveya, war wieder mal am schnellsten. Die anderen, Jess, Timmy und Roger folgten.

Ziemlich außer Atem erreichten sie die Gasse und blieben dicht gegen eine Hauswand gepreßt stehen. Ein paar Fenster gingen drüben, zum Hof hin, auf. Der Lärm hatte die Leute neugierig gemacht.

Aber hier konnten sie sie nicht sehen.

»Kommt sie?« fragte Reddy schnaufend. Er war der größte, aber auch so ziemlich der dickste von ihnen. Und deshalb natürlich auch der stärkste.

Tony lugte vorsichtig um die Ecke. Der kleine Hinterhof lag einsam und verlassen da.

»Noch nicht.«

»Sollten wir nicht besser zusehen, daß wir ganz von hier verschwinden?« fragte die Brillenschlange unbehaglich. Klar, der Kleine hatte Bammel. Seine Eltern verstanden keinen Spaß, die schlugen immer gleich zu. Vor allem sein Alter, der war nämlich Alkoholiker, und wenn der besoffen war, dann glaubte er immer, er sei Tarzan, der Affenmensch.

»Psst!«

»Unser schöner Ball!« brummte Reddy, dessen Atem jetzt ruhiger ging.

»Vielleicht können wir ihn uns zurückholen«, sagte Tony.

»Bis du verrückt? Wie denn? Die alte Wedda lauert doch bloß darauf, daß wir zu ihr kommen.«

»Mit List und Tücke…«

Tony Baines grinste. Aber das verging ihm gleich wieder. Die alte Wedda tauchte nämlich im Hinterhof auf. Den Ball hielt sie wie eine Kriegsbeute unter den linken Arm geklemmt. Breitbeinig stellte sie sich hin, wischte die rechte Hand an der schmuddeligen Schürze ab und blickte sich um.

»Feiglinge!« brüllte sie. »Steht wenigstens zu dem, was ihr gemacht habt! Kommt her, und holt euch eure Tracht Prügel ab! Ich weiß genau, daß ihr noch da seid!«

Die Leute, die ihre Köpfe aus den Fenstern steckten, gaben lautstark ihren Kommentar dazu.

»Die Bengel sind da rüber gerannt, Wedda! Da rüber, in die Gasse!«

»Die sind längst über alle Berge!«

»Festbinden sollte man die Rabauken!«

Dazwischen brüllte eine ältere Frau: »Ach, seid doch still! Verdammt, wart ihr denn nie jung? Laßt sie doch…«

Das gefiel der alten Wedda nun überhaupt nicht: »Die haben meine Fensterscheibe eingeschossen, Rosa, nicht die deine, also halt dein Maul!«

»Ganz schön temperamentvoll, die Alten, was?« fragte Reddy anerkennend.

»Zu sehr, für meinen Geschmack.« Tony wurde jetzt doch ganz mulmig im Magen. Nicht nur die Eltern von Brillenschlange hatten etwas dagegen, wenn ihr Sprößling auffiel. Seine Eltern mochten das auch nicht.

Trotzdem, vor den Freunden wollte er das natürlich nicht zeigen.

Wenigstens nicht zu deutlich. Reddy war da sein Vorbild. Der war immer ganz cool. Ein richtiger Held. Obwohl er schon einmal in einem Heim gewesen war, in das ihn seine Eltern gesteckt hatten.

Das Geschrei ebbte ab. Tony lugt noch einmal um die Ecke. Die alte Wedda stapfte ins Haus zurück.

Den Ball nahm sie mit.

Er sagte es den anderen.

Reddy fluchte. »Darauf kann ich jetzt aber ‘nen Glimmstengel vertragen«, meinte er und entspannte sich.

Er kramte in seinen Taschen nach dem Päckchen und förderte es schließlich zutage.

Auch die anderen atmeten jetzt auf. Das war noch mal gut gegangen. Der Ball war zwar weg, den würden sie nie wieder kriegen, aber wenigstens waren sie der Tracht Prügel entgangen. Und für ihren Geschmack war das schon eine Menge.

Langsam gingen sie die Gasse entlang. Mit einer Verfolgung seitens der alten Wedda brauchten sie nicht zu rechnen. Die war nicht sonderlich gut zu Fuß. Und ihr Alter, der war jetzt im Wettbüro und arbeitete, wie er das nannte.

»Wir werden uns in den nächsten Tagen nach einem neuen Spielplatz umsehen müssen«, sagte Reddy und mühte sich ab, den Glimmstengel anzubekommen.

Nach einem kurzen Hüsteln paffte er dann los.

Tony warf ihm einen bewundernden Blick zu. »Bist du dafür nicht noch ‘n bißchen jung, Reddy? Ich meine, klar, du bist der Boß, aber…«

»Ich bin jetzt dreizehn, mein Junge«, erwiderte Reddy gönnerhaft.

»Und außerdem: auch der Weg zur Lunge will geteert sein.«
»Naja, ich hab ja bloß gemeint…«
»Laß den Boß doch machen«, mischte sich die Brillenschlange ein.
»Der neue Spielplatz…«, erinnerte Reddy, noch immer gönnerhaft.
Seine Bandenmitglieder nickten und überlegten angestrengt.
Tony sagte nach ein paar Sekunden: »Hinterhöfe gibt's hier doch genug. Wir fanden schon wieder was.«
»Bloß der Ball wird uns fehlen.«
»Vielleicht schenkt uns der Bulle von vorhin einen«, überlegte Jess, ein schmaler, immer schüchterner Junge mit Milchgesicht und struppigen schwarzen Haaren, die ihm bis über die Schultern hinunterhingen.
»Hey, das ist ja eine Bomben-Idee«, griff Reddy den Vorschlag begeistert auf. Jovial klopfte er Jess auf die schmächtigen Schultern, daß dem Hören und Sehen verging. Dann verschluckte sich Reddy an einem Lungenzug voll würzigen Zigarettenrauchs, und hustete, daß die Augen tränten. »Mist!« keuchte er nach einer Weile. »Aber die Idee ist trotzdem Spitze. Wir helfen dem Bullen doch bei seiner Jagd, finden den Kerl, hinter dem er her ist, und als Belohnung kassieren wir einen nagelneuen Ball.«
»Hör mal, Reddy, das hört sich zwar ganz einfach an, aber…«
Reddy unterbrach Tony mit einer Handbewegung. »Angst?« fragte er lauernd. »Du willst doch immer mein Stellvertreter sein, also nehme ich an, daß du keine Angst hast? Oder?«
»Äh – nö. Schon gut. Hab bloß gemeint…«
»Der soll gefährlich sein. Hat der Polizist gesagt«, sagte die Brillenschlange. Die Augen hinter den dicken Brillengläsern waren ganz weit aufgerissen, und verrieten seine innere Aufregung.
»Wir passen auf.«
»Also, dann…«
»Hey!« sagte plötzlich Timmy, der bis jetzt geschwiegen hatte.
»Seht mal. Da kommt der Bulle wieder.«
Sie waren so in ihre Lagebesprechung vertieft gewesen, daß sie gar nicht auf ihre Umgebung geachtet hatten. Die Gasse war leer und schattig. Das Wetter drohte, bald umzukippen; Regenwolken hingen am Himmel.
Und vor ihnen, nur ein paar Yards entfernt, stand der Polizist. Er hielt einen runden, roten Stein in der Hand.
Tony zuckte leicht zusammen.
»Reddy – mit dem stimmt was nicht!« flüsterte er.
Da war irgend etwas in der Haltung des Mannes, das Gefahr signalisierte.
Vorhin war das nicht da gewesen. Da war der junge Polizist freundlich und nett gewesen.

Er setzte sich in Bewegung. Als würde er auf Stelzen gehen, so stakste er auf sie zu.

Seine Augen glotzten irgendwie leer. Wie Puppenaugen. Sein Mund war geöffnet; der Unterkiefer hing schlaff herunter. Ein Speichelfaden troff aus dem Mundwinkel.

»He…« rief Reddy. Die Brillenschlange, Jess und Timmy machten kehrt und rannten los.

»Der ist nicht mehr normal!« rief Jess aufgeregt.

Tony zupfte an Reddys Ärmel. »Jess hat recht, los komm…«

Auch Roger wetzte jetzt los.

Der Polizist kam mit eckigen Bewegungen immer näher. Der rote Stein funkelte und gleißte. In der Ferne rumorte Donner.

Reddy wollte etwas sagen, aber nur sein Mund ging auf, kein Laut kam heraus. Auch Tony bemerkte schlagartig, daß er sich nicht mehr bewegen konnte.

Sie konnten nicht weglaufen!

Die aufgeregten Schreie ihrer Freunde hallten wie Kanonenschläge in ihren Köpfen. Der Polizist stieß ein hämisches Fauchen aus.

Schneller schritt er jetzt aus.

Tony fuhr die Angst in die Glieder, er begriff erst jetzt die ganze Tragweite des Geschehens, das hier ablief. Der Polizist mußte den Verstand verloren haben. Er wollte ihn und Reddy umbringen!

Sein Herz hämmerte hoch oben im Hals.

Er wollte den Kopf schütteln; es wurde nur eine matte Bewegung daraus, ein schwaches Seitwärtsrucken.

Der Mörder wuchs Tony entgegen. Seine freie Hand stieß vor, packte Tonys Kehle, der rote Stein verstrahlte glühende Hitze und grelles, blutiges Rot…

Da tauchte das Gespenst auf!

***

Damona King träumte einen schrecklichen Traum…

Ihr Körper blieb unter ihr zurück: steif, leblos, tot. Sie schwebte über der beengenden Hülle. Schwärze kam, griff nach ihr. Mit einem lautlosen Schrei wich sie aus. Flog davon.

Seifenblasen wirbelten ringsum. Goldgelb, silbern, violett. Lichtblitzer brachen sich darin.

Stille herrschte.

Sie flog über weites Land. Häuser, winzig klein, Spielzeugklötzchen. Dann: Wiesen, Wälder, ein kleiner See. Wieder Häuser. Straßen, die sich wie graue Schlangen dahinwanden. Städte, Dörfer.

Vage spürte sie eine Erinnerung. Sie hatte etwas Ähnliches schon einmal erlebt.

Damals, als sie gegen den Unheimlichen gekämpft hatte.[3]

Damals…

Der Gedanke verging. Unter ihr glitt eine spiegelnde Wasserfläche dahin. Möwen segelten in weiten Kreisen. Damonas Geist glaubte, den Salzgeruch des Meeres schmecken, riechen zu können. Aber es war nur Illusion. Sie träumte. Träumte sie?

Alles verschmolz unter ihr zu einem verwirrenden Grau. Das Wasser verwandelte sich in Blei, erstarrte. Die Möwen fielen vom Himmel. Blutrot war das Wasser plötzlich. Hände durchstießen die Bleimasse, reckten sich dem Himmel entgegen. Finger bewegten sich starr und steif. Totenhände…

Schreien und Heulen und Jaulen und Wehklagen brach los. Sturm kam auf, peitschte die Bleiwellen. Die Totenhände verschwanden nicht, obwohl die vom Sturm vorangepeitschten, gischtgekrönten Brecher darüberrollten.

*Weiter… Weiter …*

Wohin? Sie wußte es nicht. Sie folgte einem Ruf, den sie nie gehört hatte und den sie doch kannte.

»Damona. Hilf mir… Hilf mir …«

Gefühle umwirbelten diesen Ruf: Angst, Verzweiflung, erdrückende, würgende Verzweiflung. Menschen würden sterben, wenn sie nicht kam. Ein Dämon brachte den Tod über Unschuldige. Ein Dämon, den sie kannte…

»Hilf mir…«

Irisierende Luftwirbel umgaben sie. Die Küste wischte unter ihr weg. Das Wasser verschwand. Land. Wiesen. Häuser. Straßen.

Dann die Stadt. Die große Stadt.

London!

Ein Ruck, und sie schwebte über einem Mann in Polizistenuniform, der einen runden, rotglühenden Gegenstand in der linken Hand hielt. Mit der rechten würgte er einen Jungen, der wie zur Salzsäule erstarrt war. Ein zweiter Junge stand – ebenfalls reglos – daneben, die Augen schreckgeweitet.

Damona handelte!

Sie federte vorwärts. Der Mann in der Polizistenuniform hatte sie noch nicht bemerkt. Wie ein Denkmal stand er da. Nur die angespannte Haltung, das Keuchen des Jungen verrieten, daß hier etwas Fürchterliches vorging.

Dämonisches, rotes Licht hüllte die Szenerie ein.

Alles schien wie erstarrt, als würde sie einem anderen Zeitablauf unterliegen.

Damona erreichte den Mann, packte zu, riß ihn zurück. Er grunzte. Wirbelte herum, und schlug mit einer Schnelligkeit zu, die sie ihm niemals zugetraut hätte. Im letzten Augenblick wich sie aus. Er setzte nach. Die rote Kugel ließ er nicht los.

Schrecklich sah sein Gesicht aus. Verzerrt. Eisig. Wie eine Maske.

Der rote Widerschein der Kugel übertünchte es, machte es vollends zu einer dämonischen Fratze.

Damona unterlief den brutal geführten Hieb. Sie federte wieder hoch, ihre linke Handkante hämmerte und zuckte vor.

Der Mann steckte den Schlag weg. Er schien keine Schmerzen zu fühlen. Auch hatte sich seine Haut eigenartig hart angefühlt. Wie Stein.

Damona wich zurück. Die Angst kam. Sie kämpfte gegen keinen Menschen, sondern gegen einen lebenden Toten. Ein Werkzeug des Bösen.

Er griff an. Wieder zuckte seine Rechte vor, die Finger waren zu Krallen gebogen. Damona schaffte es nicht, rechtzeitig genug auszuweichen. Der Schlag traf, fetzte über ihre Wange. Haut platzte auf.

Sie wurde zurückgeschleudert, fühlte sich seltsam leicht, stieß sich ab, flog hoch, in die Luft.

Die Unwirklichkeit der Situation schnürte ihr die Kehle zu. Sie begriff nichts. Sie reagierte irgendwie – instinktiv. Der lebende Tote stürzte ins Leere. Für die Dauer eines Herzschlags war er verblüfft.

Sie aber nützte ihre Chance.

Die Kristallkugel entfiel seiner Hand und rollte davon.

Schlagartig erstarrte der Untote.

Damona fuhr herum. In der roten Kristallkugel wetterleuchtete es.

Eine winzige, schwarze Gestalt lag darin, schwamm in einer roten Unendlichkeit…

»Hilf mir…«

Sie schwebte zu der Kristallkugel hinüber, ihre rechte Hand griff hinunter, durchstieß das eigenartig zähe Material, das die Wandung darstellte, tauchte in das Rot ein…

Schmerzen wühlten in ihr, aber sie waren seltsam fern, seltsam irreal, als wäre es jemand anders, der diese Schmerzen spürte, nicht sie.

Behutsam griff sie nach der winzigen Gestalt.

Als sie sie berührte, wuchs sie. Es war ein Mann. Ein Zwerg. Sie kannte ihn. Es war der Dämon vom Schwarzen Schwert. Rainbow hatte er sich damals genannt, als sie ihn in den Katakomben des Grauens getroffen hatte.

Sie nahm ihn an der Hand, als wäre er ein kleines Kind. Er war bewußtlos. Oder war er tot? Sie konnte es nicht sagen. Sie zog ihn mit sich durch die zähflüssige Luft, die immer mehr zu verdicken, zu erstarren schien.

Der Untote war geschlagen. Er rührte sich nicht mehr.

Die beiden Jungen begannen sich zu bewegen. Sie waren unverletzt, wie Damona blitzschnell feststellte. Der Untote hatte ihnen nichts

antun können, sie war rechtzeitig genug gekommen…

Als sie sich wieder nach der roten Kristallkugel umwandte, war diese verschwunden.

Alles verschwand.

Die ganze Umgebung, die schmale Gasse, der Untote, die Jungen, – die Realität.

Sturmwind peitschte sie davon. Donner grollte. Blitze zuckten, zerfetzten einen grauen Vorhang, der von einem nicht spürbaren Wind bewegt wurde.

Und…

… im nächsten Augenblick setzte sich Damona King ruckartig auf dem Ledersofa in ihrem Hotelzimmer in Wolfsburg auf. Sie wußte sofort, wo sie war. Sie erinnerte sich an alles, was geschehen war.

An jedes Detail ihres Alptraums.

Aber – war es wirklich *nur* ein Alptraum gewesen?

Sie fröstelte, lauschte in sich hinein. Nichts. Die Hexenherz-Präsenz schwieg. Unwillkürlich schlang sie die Arme um sich, rieb mit den Händen an den Oberarmen auf und ab.

Ihr war kalt.

Eiskalt.

Als ihr Blick auf die Fenster fiel, sah sie, daß die Scheiben mit Frostblumen überzogen waren!

Der kalte Schweiß brach ihr aus allen Poren.

Sie glitt von dem Sofa, taumelte, stützte sich an dem Marmortisch, der wuchtig davor stand, ab. Alles drehte sich. Rasender Schmerz tobte in ihrem Schädel.

Da!

Ein Stöhnen, ein Hecheln…

Damona fuhr kreidebleich herum und sah die kleine, bucklige Gestalt auf dem Boden liegen.

Es war der Dämon, den sie in ihrem Traum aus der roten Kristallkugel befreit hatte…

***

Reddy sog den Atem ein.

»Mann, das war ‘n Ding!« stieß er hervor. Seine Stimme zitterte leicht.

Das erst nahm auch von Tony den Bann. Er starrte aus schreckgeweiteten Augen auf den reglos am Boden liegenden Polizisten.

Die Frau, die wie ein rächendes Gespenst hinter ihm aus dem Nichts aufgetaucht war, war genauso geheimnisvoll wieder verschwunden.

Wie durch einen dichten Dunst hindurch nahm Tony die aufgeregten Stimmen wahr. Leute stürzten aus den Häusern und eilten herbei.

Er wußte nicht, ob sie alles, was geschehen war, mitbekommen hatten.

Noch immer starrte er auf den Polizisten. »Meinst du, er ist tot?«

Reddy hatte seine Fassung bereits wieder zurückgewonnen. »Weiß nicht. – Hab ja nicht mal 'ne Ahnung, wieso der jetzt da am Boden liegt!«

»Aber – hast du denn die Frau nicht gesehen?« fragte Tony ganz erstaunt.

»Was denn für 'ne Frau?«

»Sie war schwarzhaarig und wunderschön, sie ist plötzlich hinter dem Wahnsinnigen aufgetaucht, hat ihn von mir weggerissen, und ihn dann erledigt.« Hastig erzählte er Reddy alles, was er gesehen hatte.

»Du spinnst doch!« stieß der dann hervor, als Tony fertig war.

»Eine Frau, die plötzlich auftaucht, die fliegen kann und einen Mann einfach so k.o. haut.« Er schüttelte den Kopf. »Blödsinn!«

Die Leute redeten durcheinander, sie bildeten mit ihren Körpern einen Ring um den Polizisten. Sie gestikulierten.

»Kommt doch mal her, ihr da!« rief ein korpulenter Mann, den Tony als den Fleischermeister Cartona erkannte.

Die Freunde sahen sich an. Das Erlebte steckte ihnen noch zu tief in den Knochen. Der Übermut war ihnen vergangen. Sie hatten in Todesgefahr geschwebt, und noch immer konnten sie nicht ganz begreifen, daß sie noch am Leben waren.

Sie gingen los.

Auch ihre Freunde, die vorhin rechtzeitig das Weite gesucht hatten, kamen ihnen nach. Weder Reddy noch Tony schenkten ihnen einen Blick.

Die Aufregung der Leute steckte sie an.

»Was ist passiert?« fuhr sie Cartona ruppig an. »Ihr ward doch dabei, ihr müßt doch gesehen haben, was passiert ist!«

»Der da hat uns angegriffen!« sagte Reddy und deutete auf den Polizisten. Er lag mit dem Gesicht nach unten. Gerade beugte sich ein Mann über ihn, hob seinen Kopf – und zuckte mit einem entsetzten Aufschrei zurück.

Tony wüßte gar nicht, wo er zuerst hinsehen sollte: ins hochrote, aufgeregte, schwitzende Gesicht des Metzgermeisters, oder auf den Polizisten.

»Was redet ihr da!« Cartona packte Reddy am Arm und schüttelte ihn durch.

»Er wollte uns umbringen!« bekräftigte nun auch Tony und riß seine Blicke von dem Polizisten los.

»Das lügt ihr doch zusammen! Er ist Polizist! Er…«

»Bill! Wir müssen die Polizei rufen! Scotland Yard!« keuchte ein Mann.

Und eine Frau schluchzte: »Es ist schrecklich! Mein Gott!«

Bill Cartona schob die beiden Jungen vor sich her. »Da sind die beiden Bengel.« Er fluchte, als sich Reddy losriß. »Sagen, der Polizist hätte sie angegriffen.«

Die Leute schrien durcheinander. Der Zorn der Menge richtete sich auf Reddy und Tony.

Tony verstand nicht, warum. Wie konnten die Leute nur glauben, daß sie in der Sache logen?

»Er ist plötzlich umgefallen«, sagte Reddy eindringlich.

»Nein, er wurde…«

Reddy unterbrach Tony. »Halt's Maul, Dummkopf!«

»Was wolltest du sagen? Los, rede, du Bürschchen!« Die Frau war untersetzt und dick, ihr Haar hing in langen, fettigen Strähnen um ihren Kopf. Die Augen lagen unter buschigen Brauen und glitzerten gefährlich hysterisch.

Sie packte Tony am Kragen.

»Er weiß nichts.«

Jemand schrie: »Maddock ist schon losgelaufen und ruft Scotland Yard.«

Alles ging drunter und drüber. Tony wurde die Luft knapp. »Er wollte mich erwürgen!« keuchte der Junge verzweifelt. »Da – da sieht man noch die Male!« Er zeigte auf seinen Hals.

Die Frau ließ ihn los und starrte auf die roten Stellen am Hals des Jungen.

»Aber wie konntest du dann entkommen?« wollte sie, etwas besänftigt, wissen.

»Er ist umgefallen, ich hab's doch gesagt. Einfach umgefallen, als wäre ihm der Himmel auf den Kopf gedonnert.« Reddys Stimme klang nervös. Tony sah dem Freund in die Augen und las da eine Warnung: Red ja nichts, sonst sind wir beide dran. Die glauben uns das doch nie.

Also schwieg Tony.

Die Leute beruhigten sich etwas. Wenigstens sahen sie in den beiden Jungen keine Übeltäter mehr. Betreten starrten sie auf den am Boden Liegenden. Kälte schien von ihm auszustrahlen. Warum?

Tony drängte sich durch den Kreis der Leiber, die scheu den reglosen Körper des Polizisten umstanden. Murmeln. Hastige, erregte Atemzüge. Ängstliche, beunruhigte Blicke. Die Leute spürten, daß hier etwas Unheimliches geschehen war. Der Anblick des Polizisten…

Der Wind wurde spürbar kälter. Bald würde das Gewitter, das über ihnen am Himmel mit düsteren Wolken drohte, losbrechen.

Warum war der Mann vorhin so erschrocken? Tony wollte es wissen.

Das Geheimnis, das diesen Unglücklichen umgab, war für ihn richtiggehend fühlbar. Zuerst war der Polizist so freundlich gewesen. Dann hatte er sie töten wollen. Und jetzt… jetzt lag er dort am Boden,

von der Geisterfrau niedergeschlagen. Auch die rote Kristallkugel, die er in der linken Hand gehalten hatte, war verschwunden.

Komisch, daß ihm das erst jetzt auffiel. Ob es da einen Zusammenhang zu seinem bösen Verhalten gab?

»Bleib weg von ihm, Kleiner!« sagte ein älterer Mann mit einem grauen Schnauzbart, der seinem Gesicht irgendwie ein trauriges Aussehen verlieh.

Aber Tony hörte nicht auf ihn. Wieselflink wischte er an ihm vorbei und war neben dem Polizisten auf den Knien. Er sah das Gesicht, das ihm zugewandt war. Der Polizist lag auf der linken Gesichtshälfte.

Die Augen waren geöffnet. Gläserne Leere hatte sie überzogen.

Das waren die Augen eines Toten!

Aber das war nicht das Schlimmste.

Das Schlimmste war, daß die Augen in den bizarren Höhlen einer Knochenfratze waren!

Von dem Gesicht war nur noch der blanke Knochen übrig!

Tony stieß einen Schrei aus. Ein Mann zog den entsetzten Jungen weg. »Hab's dir doch gesagt: bleib weg von ihm. Vielleicht ist er krank… Eine Seuche …«

»Scotland Yard ist benachrichtigt!« rief ein anderer.

Tony aber hatte nur Augen für den Toten mit der Knochenfratze.

Das Entsetzen war eiskalt in ihm. Er fror, er zitterte.

Und da schlug das Grauen bereits wieder zu…

Der Körper des Mannes verging! Die Polizistenuniform sackte ein, als wäre sie nur mit Luft gefüllt gewesen, die jetzt durch eine undichte Stelle entwich.

Zurück blieb ein Skelett, graubrauner Staub und eine Polizistenuniform…

Das namenlose Grauen griff nach den fassungslos gaffenden Menschen!

***

*ZWISCHENSPIEL IM NIRGENDWO…*

Ein blutroter Schemen wischte durch das Nichts. Er zog einen grellen Kometenschweif hinter sich her. Ein irrlichterndes Fanal des Todes in der grauvioletten Endlosigkeit.

Das schlierige Grau waberte und brodelte. Schatten ballten sich zusammen und dehnten sich aus. Dumpfes Grollen wehte aus unvorstellbaren Fernen herbei.

Ein blutroter Schemen jagte durch die Unendlichkeit seinem neuen Ziel entgegen. Ein Schemen, schneller als Licht, schneller als jeder grausame Gedanke.

Ein blutroter Kristall…

Der manifestierte Fluch der Totengöttin!

***

Damona King war fix und fertig umgezogen. Romano Tozzi war benachrichtigt, daß sie dringend nach London zurück mußte. Blieb, den Piloten der Kingeigenen Maschine zu benachrichtigen, der auf dem Flugplatz Hannover auf Standby war. Auch das erledigte Damona, und Bert Mortimer, der Pilot, versprach, sie umgehend mit dem Hubschrauber abzuholen. Sie sprachen den Treffpunkt ab.

»Okay, bis dann!« verabschiedete sich Damona und legte auf.

Nervös wischte sie sich die rechte Hand an der schwarzen, hautengen Lederhose ab und ging dann ins angrenzende Zimmer.

Der Dämon vom Schwarzen Schwert hatte sich noch immer nicht erholt.

Er krümmte sich vor Schmerzen! Er wälzte sich unablässig hin und her und röchelte und keuchte. Seiner Umgebung war er sich nicht bewußt. Wenn er etwas sagte, dann in abgehackten, gutturalen Worten, die Damona nicht verstand.

Sie sah nach dem kleinen Dämon, der so menschlich aussah.

Er war klein, knapp einsfünfzig, mit einem kindlichen, schmächtigen Körper. Das Gesicht war schmal, markant, die großen Augen ausdrucksvoll. Der weiße, buschige Rauschebart, der ihm bis auf die dürre Brust hinunterhing, weckte unwillkürlich Assoziationen zum Weihnachtsmann. Die Haut des Dämons war bleich, fast weiß, ledrig, und schlotterte um seine Knochen. Die Ärmchen wirkten zerbrechlich; sie waren bleistiftdünn, die Sehnen und Muskeln traten wie Stricke vor. Besonders die Halsmuskeln. Der Dämon warf den Kopf hin und her. Schwarzer Schweiß perlte auf seiner Haut.

Von dem lustigen Burschen, den sie aus den Katakomben des Grauens befreit hatten, und der immer das letzte Wort haben mußte, war nichts übrig geblieben.

Rainbow – so hatte er sich damals *genannt* – rang *mit dem Tod. Oder mit* Schlimmerem.

Damona ließ sich vorsichtig vor der Couch auf die Knie nieder und berührte den Dämon.

Er zuckte zusammen, stieß einen irren schrei aus. Schaum troff von seinen Lippen. Aber er erwachte nicht.

Verdammt, was war bloß mit ihm geschehen?

Ihm war schon einmal übel mitgespielt worden. Damals, von Asmodis, dem Fürsten der Hölle. Er hatte den Dämon gebannt und in einem Knochenverlies in den Katakomben des Grauens eingesperrt.

Ewigkeiten waren vergangen. Der Dämon vom Schwarzen Schwert war Asmodis ein gefährlicher Mitwisser gewesen, denn er war Zeuge, wie der Fürst der Finsternis das *Allmächtige Auge* gestohlen hatte.

Damona warf einen schnellen Blick auf die Uhr. Es wurde Zeit.

Bert Mortimer mußte bald da sein.

Sie wollte nach London zurückkehren.
Sie mußte feststellen, ob ihr Traumerlebnis real gewesen war. Und – vor allem – wo der rote Kristall abgeblieben war. Welche Rolle spielte dieses Relikt in diesem Spiel? Sie mußte es herausfinden.
»Rainbow…«, flüsterte sie drängend.
Diesmal schien der Dämon sie zu hören. Er wurde plötzlich ganz ruhig. Abrupt öffneten sich seine großen Augen. Violettgrüne Sprenkel wirbelten in den Pupillen. Er begriff nichts. Sein Körper zitterte, Muskeln zuckten unkontrolliert.
»Ddamona…«
»Ich bin bei dir.«
»Dann – dann hast du mich also wirklich gehört…« Der Kleine schüttelte mühsam den Kopf. Seine Finger bewegten sich – langgliedrige, schöne Finger, wie die eines Pianisten.
»Sag bloß, du hast dafür gesorgt, daß ich diesen – diesen Traum hatte!«
»Es war mehr als ein Traum. Ich – ich habe dir einen Teil meiner Kraft gegeben, Damona. Es war – Notwehr. Mir – ist kalt.«
»Kein Wunder, so wie du rumläufst.« Damona versuchte, zu flachsen, weil sie hoffte, daß sie so ihn auf andere Gedanken brachte.
»Verführerisch, nicht wahr?« krächzte er und bedeckte seine Blöße. Er trug nämlich nichts, überhaupt nichts.
»Geht's besser?«
»Naja, mit dem Alter kommt das Rheuma, und ich bin schon ziemlich alt.« Er erholte sich sichtlich. Aber sein Gesicht war noch immer eine verkrampfte Maske. Er wollte ihr nicht zeigen, wie sehr er litt.
»Rainbow – wir müssen weg. Nach London.«
»Ja, weiß schon. Die Totengöttin…« Er brach ab, seine Augen verdunkelten sich plötzlich. Eine Schmerzwoge raste durch seinen Körper, warf ihn schweratmend zurück. »Diese Helligkeit …«, keuchte er dann. »Bin sie nicht mehr gewöhnt. Schon seit ein paar Jahrhunderten nicht mehr. Geht ganz schön an die Substanz.«
»Aber sonst bist du okay? Oder?«
»Jaja, hab's dir doch gesagt. Nur das…«
»Rheuma«, vollendete sie. »Komm, ich helfe dir, kleiner Freund.«
Sie stützte ihn, war ihm beim Aufstehen behilflich.
»Klein… Also das will ich nicht mehr oft hören. Man kann klein sein und doch groß, äh, wenn du weißt, was ich meine.«
»Auch noch eitel?«
»Mhhja!«
»Dann bist du wirklich wieder okay. Was ist passiert? Was hast du mit der Totengöttin zu schaffen?«
Er stöhnte, ließ sich mit der Antwort Zeit, bis sie an der Tür waren.
»Ich war auf Reisen, äh, sozusagen. Geriet in eine magische Falle, bin

dann im Totenreich gelandet. Mitten im Herrschaftsbereich der Totengöttin. Wie lange ich dort festsaß, weiß ich nicht. Ziemlich lange jedenfalls. Habe etwas erfahren… Von der finsteren Aura eines vernichteten Dämons. Eine schlimme Gefahr …« Rainbows Atem beschleunigte sich, er sprach keuchend, abgehackt, schnell, als hätte er Angst, nicht mehr lange reden zu können. »Deshalb wollte ich dich warnen. Ich bin aus dem Totenreich geflohen. Darkoona, die Totengöttin war hinter mir her … Habe sie abgehängt, verletzt. Aber Darkoona kann man, glaube ich, nicht töten. Jedenfalls … Ich…«

Rainbow brach ab, atmete rasend. »Da ist noch etwas. Ich will dir etwas anderes sagen. Aber – ich kann nicht. Etwas verhindert es. Damona… Es – ist gefährlich, mit mir …«

Damona bugsierte ihn auf einen Stuhl. »Warte.«

Er nickte erschöpft. Nicht einmal einen lockeren Spruch ließ er vom Stapel. Das zeigte ihr, wie sehr er doch noch mitgenommen war.

Sie holte *eine Decke und* gab sie ihm. »Nicht, daß du sämtliche Ladies durch-. drehen läßt, wenn sie dich ohne sehen.«

»Ja.« Er wickelte die Decke um sich, hielt sie fest und bibberte. Er bot einen erbärmlichen Anblick.

»Beeilen wir uns.«

»Es ist wirklich nicht mehr viel Zeit, Damona«, stieß er hervor.

»Der Graue Tod…«

Damona King zuckte zusammen. »Was ist mit ihm?«

»Du weißt Bescheid, hm?«

»Wir hatten erst kürzlich mit ihm zu tun. Oder besser, mit einem von ihm beherrschten Menschen: Ugo Maruso.«[4]

»Der Graue Tod will sich an dir rächen. Er will auf die Erde kommen und die Menschen, die dir nahestehen, übernehmen.« Rainbow schluckte, zog die Decke enger um sich. »Du mußt aufpassen. Auch vor mir mußt du – auf – der Hut sein.« Er quetschte die Worte heraus.

Damona ließ seine Worte einwirken. Die Kälte, die sie in ihr hervorriefen, prickelte. »Warum? Was ist mir dir?«

»Weiß – nicht. Gefährlich… Darkoona …«

Sie verließen das Apartment, nachdem sich Damona kurz versichert hatte, daß sie nichts vergessen hatte. Die Luger, die Silberkugeln im Magazin hatte, steckte in der Schulterhalfter, das bißchen Gepäck, mit dem sie reiste, war in der schwarzen Ledertasche untergebracht.

Damona bedeutete dem Dämon, still zu sein. Sie gingen zum Lift.

Niemand begegnete ihnen auf dem Korridor, der in dezentes Licht getaucht war. Der rote Teppich dämpfte ihre Schritte.

Die Aufzugskabine kam, ein leises, vornehmes Klingeln zeigte es an.

Ein paar Minuten später waren sie in der Tiefgarage. Damona hatte Tozzi angewiesen, das Finanzielle zu regeln.

Es roch intensiv nach Benzin, Abgasen und schlechter Luft. Im

hinteren Teil der Tiefgarage wurde ein Mercedes gestartet. Ein Diesel. Das Geratter war eindeutig.

Damona zog Rainbow mit sich. Er schien immer schwerer zu werden. Ein schneller Seitenblick: Der Dämon war schon wieder halb hinüber. Seine Augen waren verdreht, ein dünner Speichelfaden sickerte aus dem Mundwinkel.

»Verflixt!«

Damona packte ihn fester unterm Arm, verlagerte ihr Gewicht, und schleppte den Dämon zu dem Golf GTI hinüber.

»Nicht… fit genug. Tut – tut mir leid Damona … Kann nicht … Das rote Nichts … Immer noch gefangen – immer noch … Darkoona …« Mit einem Schmerzenslaut brach Rainbow ab. Sein Kopf fiel zur Seite: Damona schloß den GTI auf, ließ Rainbow hineingleiten, legte ihm den Gurt an. Die Decke verrutschte. Sie zupfte sie wieder zurecht.

Aufatmend schlug sie dann die Tür zu, umrundete den goldmetallic lackierten Flitzer und ließ sich auf der Fahrerseite hinters Lenkrad fallen.

Der Graue Tod also, dachte sie, als sie den Wagen die Betonauffahrt hinauflenkte. Aber wie hing das Geschehen in London damit zusammen? Der unerklärliche Amoklauf des untoten Polizisten?

Der rote Kristall, der so plötzlich verschwunden war? – Rainbows Gefangenschaft *in* diesem roten Kristall? Und warum betonte Rainbow immer wieder, daß er gefährlich sei?

Damona wischte sich die Mähne zurück; die seidige, schwarze Haarflut fiel ihr weit über die Schultern. Die schwarze Lederjacke, dazu das goldfarbene T-Shirt und die ebenfalls schwarze Lederhose mit dazu passenden, hochhackigen schwarzen Cowboy-Stiefeln betonten die Aura des Geheimnisvollen, die Damona King allgegenwärtig wie der Duft eines exotischen Parfüms umgab.

Damona aber war das gar nicht bewußt. Für sie zählte nur der neue, unheimliche Fall, der bisher schon mindestens ein Menschenleben gekostet hatte.

Sie hatte die beklemmende Ahnung, daß er sich zu einer des Schreckens auswachsen konnte, die alles mit sich ins Verderben riß.

Damona fuhr zügig stadtauswärts, zu dem Treffpunkt, den sie mit Bert Mortimer verabredet hatte.

Der Verkehr war – verglichen mit dem Londons – mickrig. Sie kam schnell voran. Der GTI war ein Geschoß, so richtig nach ihrem Herzen. Sie fuhr schnell, aber konzentriert, und hielt sich an die Verkehrszeichen. Häuser. Menschen, die ihren Zielen entgegengingen, wischten vorbei. Viele Grünanlagen, die den durch das VW-Werk bedingten Industriestadt-Charakter milderten.

Dann gelangte Damona auf die gut ausgebaute Überlandstraße.

Rechter Hand gab es weite Felder, die bereits abgeerntet waren und

sich jetzt als Stoppeläcker in goldenem Gelb präsentierten. Der Herbst klopfte bereits an die Tür.

Ein bescheidener, wässrigblauer Himmel spannte sich darüber.

Wolkenfelder wanderten am Horizont. Die Sonne zeigte sich verhüllt. Aber wenigstens war hier und da ein bißchen Blau zu sehen, das tat schon gut.

Der Dämon stöhnte. Ihm bekam diese Witterung nicht sonderlich.

Aber er hielt sie immerhin aus. Das war ein gutes Zeichen. Rainbow stand wirklich auf der Seite des Guten, andernfalls wäre ihm die Helligkeit weit schlechter bekommen.

Was wußte er noch? Sie glaubte nicht, daß seine Warnung vor dem Rachesinnen des Grauen Todes alles war, was er ihr hatte sagen wollen.

Wieder geisterte der Name DARKOONA durch ihre Gedanken.

Darkoona, die Totengöttin.

War sie noch immer hinter Rainbow her?

Sie stellte die Antwort darauf zurück. Sobald Rainbow wieder aus der Ohnmacht – oder wie immer man seinen Zustand nennen wollte – aufgewacht war, würde sie ihm die entsprechenden Fragen stellen und hoffentlich brauchbare Antworten bekommen.

Schon von weitem sah sie die Scheune – und ein paar Yards daneben die bizarre Form des Hubschraubers. Bert Mortimer hatte sich wirklich beeilt. Er stand neben dem Hubschrauber und winkte ihr.

Damona betätigte zweimal die Lichthupe, dann lenkte sie den GTI querfeldein. Es rumpelte ein bißchen, aber die Stoßdämpfer des Flitzers waren okay.

»Hi, Miß King!« Bert Mortimer strahlte sie von einem Ohr zum anderen an.

»Helfen Sie mir, bitte.«

»Aber klar. Nichts lieber als das.«

Sie öffnete die Beifahrertür, Bert Mortimer hob Rainbow heraus.

»Was'n das für 'n komischer Kauz?«

»Er ist Dressman.«

Bert Mortimer kicherte und schüttelte den Kopf. »Schon verstanden, Miß King. Ich werd mich hüten, und noch mal dumme Fragen stellen.«

»Prima.«

Sie stiegen in den Hubschrauber, Bert Mortimer setzte sich hinter den Steuerknüppel. Die Rotoren flappten los. Die Maschine hob ab.

Damona ließ ihre Blicke über das unter ihr wegsackende Land laufen. Dieser Anblick… Sie kannte ihn, aus ihrem Traum. Ihre Blicke schweiften in weite Fernen, blind starrte sie in die Weite, und war mit ihren Gedanken schon in London. Was passierte dort?

Rainbow bewegte sich, erwachte jedoch nicht. Die Erschöpfung grub tiefe Linien in sein ausdruckstarkes, sympathisches Gesicht.

Der weiße Rauschebart war glanzlos und hing in traurigen Strähnen hinunter.
Er sieht so menschlich aus, dachte Damona. Sie fühlte Mitleid aufkommen. Hoffentlich erholte sich Rainbow wieder.
Trotz dieser Gedanken aber nahm sie Rainbows Warnung auch ernst. Sie beschloß, auf der Hut zu sein – selbst vor ihm.
Sie konnte nicht wissen, daß das nutzlos war. Der Dämon vom Schwarzen Schwert war von dem roten Nichts durchdrungen. Eine Saat des Verderbens hatte sich in ihm eingenistet!

***

Auf dem Flughafen Hannover stiegen sie von dem Hubschrauber in den King-Jet *Thunder* um. Bert Mortimer erhielt umgehend Starterlaubnis. Der weiß-rote Vogel stieß ins Blaue des Himmels hinauf.
Die Triebwerke liefen rund; nur ein leises Summen war im Innern zu hören.
Damona King lehnte sich in dem bequemen Ledersessel zurück.
Der Dämon hatte sich ihr gegenüber aufgesetzt. Die Bordfenster waren verdunkelt. Nur eine einzelne Kerze spendete flackerndes Licht. Die milde Dunkelheit tat Rainbow gut.
Aber er wirkte verändert.
Das konnte von seiner Erschöpfung herrühren, oder…
Damona King dachte den Gedanken vorerst nicht weiter.
»Weshalb sollte ich vor dir auf der Hut sein, Rainbow?« fragte sie leise.
Er sah sie direkt an.
»Ich habe dir von der Totengöttin erzählt.«
»Ist sie noch immer hinter dir her?«
Die Antwort schien ihm Schwierigkeiten zu bereiten. Sein Gesicht verzog sich unwillig, ein kaltes Glitzern war in den großen Augen.
Aber es verschwand wieder.
»Sie hat mich verflucht«, erwiderte Rainbow schließlich.
»Und? – Vorhin hast du gesagt, etwas würde dich am Sprechen hindern.«
Er nickte ernst. »Ja. Ich – Das ist noch immer so. Ich kann nicht alles sagen. Es ist irgend etwas, – etwas Schlimmes… Ich stelle eine Gefahr dar, Damona. Wer mit mir zu tun hat, der…« Er krümmte sich zusammen, als sei ihm ein Messer in den Leib gerammt worden. »Damona – ich…«, keuchte er.
Sie sprang hoch, ging zu ihm hinüber, legte ihm die Hand auf seine Stirn und murmelte einen Bannspruch der weißen Magie.
Ein silbernes Prickeln floß durch ihren Körper, in ihren rechten Arm, dann in die Hand – und in Rainbows Geist. Sekundenlang spürte sie

einen nichtmateriellen Widerstand. Widerwillen. Aber er zerbröckelte.

Der Dämon entspannte sich.

»Es – es ist weg«, sagte er, fast verwundert.

»Nicht lange. Der Spruch ist nicht stark genug.«

»Es ist bereits zu spät. Du hast mich berührt… Der Fluch der Totengöttin wird auch dich treffen …«

»Erzähl!«

Rainbow schniefte, zerrte an einer Locke seines Rauschebarts und starrte an ihr vorbei, als könne er es nicht ertragen, in ihre Augen zu sehen. Der Dämon faßte sich kurz, erzählte Damona aber alles, was sie wissen wollte. Von der Verfolgung der Totengöttin, von dem Kampf. Dann von seiner, Rainbows, weiteren Flucht auf dem geflügelten Einhorn. Von seinem grauenhaften Sturz in die rote Unendlichkeit.

Den Rest kannte sie. Die rote Unendlichkeit war das innere jenes Kristalls gewesen, den der Polizist so krampfhaft gehalten hatte.

Und aus dem er – Damona war sich da jetzt ziemlich sicher – auch die dämonische Energie bezogen hatte, um sein untotes Leben führen zu können.

»Der Kristall ist verschwunden«, sagte Damona, und erzählte nun ihrerseits kurz, was sie in ihrem Traum erlebt hatte.

Rainbow hörte schweigend zu. Sein Mienenspiel verriet seine innere Aufregung und Nervosität.

»Es wird weitergehen. Ich spüre es. Weil…« Er zögerte kurz. »Ein Teil von mir – von meinem Ego – ist noch immer in diesem roten Teufelskristall. Es hängt mit Darkoonas Fluch zusammen. Ich spüre es, Damona.« Er sah sie eindringlich an. Ein düsteres Feuer glomm in seinen Augen.

»Also haben wir's diesmal mit zwei Gegner zu tun«, faßte Damona, äußerlich völlig ruhig, zusammen. »Einmal mit dem Fluch der Totengöttin. Die Gefahr scheint primär zu drohen. Dann der Graue Tod. Weißt du genaueres über seine Pläne?«

»Nur, daß er dir nahestehende Menschen übernehmen will.«

»Nicht besonders originell.« Flüchtig mußte Damona an den Kampf gegen Medusas Bruder an den Unheimlichen, der Thomas Warner und Claire Palmer und noch andere Menschen *übernommen* hatte denken. [5]

Beinahe wäre der teuflische Plan aufgegangen…

»Und – das ist alles?«

»Es reicht, fürchte ich«, erklärte der Dämon und verzog das Gesicht.

»Rainbow… Ich glaube, du verheimlichst mir noch etwas.«

»Ich habe Angst, es dir zu sagen.«

»Ich bin hart im Nehmen.«

Er lächelte schwach und freudlos. »Nicht in dieser Sache.«

Das Summen der Triebwerke schien lauter zu werden, bohrte sich in

Damonas Ohren, ließ ihr Gehirn vibrieren. Sie spürte eine Bedrohung – eine irreale Bedrohung. Zerlaufene Gedankenimpulse, einen Brei aus Gefühlen: Ängsten, Hoffnungen, irrwitzigen Erinnerungen.

Und plötzlich waren sie alle wie ausgewischt! Plötzlich existierte nur noch ein Gefühl in ihm – reißender, bestialischer Haß! Mordgier! Der verzehrende Wille, sie zu vernichten!

Der Dämon vom Schwarzen Schwert war schlagartig zu ihrem Todfeind geworden! Damona fühlte die Ausstrahlungen einer fremden Präsenz, die Anwesenheit etwas fürchterlich Fremdartigen – glühendes, höllenfeuerartiges Rot, das im Körper des Dämons zirkulierte, sich zusammenballte, ihn ausfüllte, ihn beherrschte…

Damona King zögerte einen Sekundenbruchteil zu lange!

Zu überraschend kam Rainbows plötzliche Veränderung!

Der Dämon stieß einen röchelnden Schrei aus und federte aus dem Mit vorgestreckten Händen stürzte er sich blitzschnell auf Damona King, seine Finger verkrallten sich in ihren Haaren, gleichzeitig rammte seine Schulter gegen ihr Brustbein. Der Sessel kippte. Wie hinauskatapultiert flogen Damona und Rainbow nach hinten… Ein Kampf auf Leben und Tod begann …

***

Samuel L. Broncowitz hatte Stunden dafür gebraucht, seinen Acker von den großen Feldsteinen zu säubern, die beim Pflügen an die Oberfläche geholt worden waren.

Er war ein Bauer von altem Schrot und Korn; eine solche Arbeit machte er von Hand! Die entsprechenden Maschinen hätte er sich sowieso auch gar nicht leisten können, die waren viel zu teuer, Der Vertreter aber hatte auch dieses Jahr, im Frühjahr, wieder bei ihm vorbeigeschaut, und hatte ihn doch noch herumkriegen wollen.

»Schlitzohren, einer wie der andere«, brummte Sam Broncowitz vor sich hin.

Er richtete sich auf und schleuderte den schweren, dreckverkrusteten Steinklumpen davon. Dann streckte er sich erst einmal. Sein Rücken schmerzte höllisch. Er war mit seinen achtundfünfzig Jahren auch nicht mehr der Jüngste, die Plackerei auf dem Feld machte sich bemerkbar, obwohl er sie ein Leben lang gemacht hatte. Sam schwitzte. Mit dem Handrücken wischte er sich den salzigen Film vom Gesicht. Dann trocknete er die Hand an der derben Cordhose.

Samuel L. Broncowitz ließ seinen Blick über die gesäuberte Ackerfläche schweifen. Ein ganz schönes Stück Arbeit lag hinter ihm. Er war zufrieden. Das Wetter würde hoffentlich noch eine Weile halten. Der Himmel war bleigrau, es war kühl. Die Wolken, die von Westen her übers Land schwebten, wirkten bedrohlich.

Sam holte ein Taschentuch heraus, schneuzte, dann stiefelte er zu

seinem Traktor hinüber, den er auf dem kleinen Feldweg abgestellt hatte, der an dem Acker vorbeiführte.

In der Ferne, Richtung Südwesten, waren die dunklen Silhouetten der Londoner Fabriken auszumachen. Aus hohen Fabrikschloten qualmten violette, rosarote, schwarze Wolken in die Luft.

Der Anblick gefiel. Broncowitz überhaupt nicht. Verdammt, er hatte hier sein bißchen Land, mit dessen Ertrag er seine Familie ernähren mußte. Das Getreide, das er hier anbaute und in die Stadt verkaufte, mußte gut sein. Jedes Jahr aber wurde die Ernte mieser.

Und das, obwohl ihm die Düngemittelvertreter jedes Jahr angeblich bessere Mittel anpriesen und er sie auch – notgedrungen – kaufte und versprühte.

Sam ahnte, daß das alles irgendwie auch mit diesen verdammten Fabrikschornsteinen zusammenhing. Die Kerle pulverten da Dreck in die Luft, und dieser Dreck mußte schließlich irgendwo wieder mal herunterkommen.

Und auch von den chemischen Düngern war Sam gar nicht mehr überzeugt.

Schon seit einiger Zeit spielte er mit dem Gedanken, sein Land hier, im direkten Einflußbereich des Dreckpfuhls – das war sein Lieblingsausdruck für London samt Industrievororten – zu verkaufen und irgendwo im Hinterland neu anzufangen. Und zwar ohne Chemie. Auch seine Frau Clara war damit ihm seiner Meinung, und die Kinder - 15, 17 und 20 Jahre alt – ebenfalls.

Sam Broncowitz hustete, spuckte aus und nahm die Thermoskanne mit dem Kaffee aus der alten, brüchig gewordenen Ledertasche, in die ihm seine Frau immer die Brotzeit einpackte. Er trank ein paar herzhafte Schlucke, spülte mit dem letzten den Mund aus, dann verstaute er die Thermosflasche und wollte sich wieder an die Arbeit machen.

Noch lagen einige weitere Stunden Arbeit vor ihm. Er wollte bis zum Einbruch der Dunkelheit auf dem Feld bleiben und die Arbeit soweit als möglich fertig machen. Morgen wollte er mit seinen Söhnen den Kuhstall ausbauen. Auch eine Arbeit, die noch vor dem Winter getan werden mußte.

Sam Broncowitz ging wieder auf den Acker hinaus. Das Erdreich war locker und feucht. Es klebte an seinen hohen, schwarzen Gummistiefeln, in die er die Cordhose gestopft hatte. Den Duft der aufgebrochenen Erde, der braunschwarzen Schollen, die wie erstarrte Meereswogen aussahen, mochte der Bauer Sam Broncowitz.

Kurz lächelte er. Sein von der Sonne verbranntes, stoppelbärtiges Gesicht wirkte dabei fast jungenhaft.

Er machte sich wieder an die Arbeit, bückte sich, klaubte einen Stein nach dem anderen aus dem aufgebrochenen Erdreich. Der Haufen am

Ackerrand wuchs an.
Broncowitz schuftete, ohne sich zu schonen. Seine großen Hände wühlten durch das Erdreich, packten die größeren Steine und schleuderten sie zum Ackerrand. Die kleineren beachtete er nicht.
Schon bald wurde sein Rücken wieder wie lähm und schmerzte. Er ignorierte es. Er gehörte noch lange nicht zum alten Eisen.
Samuel L. Broncowitz machte weiter, unermüdlich, bis er plötzlich den blutroten Stein in der Hand hielt.
Er richtete sich auf, wollte ihn wie die anderen auf den Haufen hinüber schleudern.
Aber er konnte es nicht.
Der Stein saß wie festgeklebt in seiner Hand. Sam Broncowitz erstarrte. Für ein paar Augenblicke stand er da wie eine Salzsäule.
Langsam kehrte das Leben wieder in seinen Körper zurück.
Er sah sich den Stein an.
Es war ein Kristall. Ja, fast sah er aus wie ein Rubin. Aber er war ganz rund, wie geschliffen. Und in seinem Innern wogten und wallten Nebel.
Sam Broncowitz sah Formen, Gestalten, die sich ständig veränderten. Wie Gespenster. Unheimlich. Dann kristallisierten sich Augen aus dem Gewoge.
Sie starrten ihn an.
Teuflische, unbarmherzige Augen.
Etwas griff in Sam Broncowitz' Geist hinein.
Das merkte der Bauer aber schon nicht mehr. Er glaubte, ein kurzes Prasseln zu hören, wie Glasscherben, die auf einen gefliesten Boden fielen. Dann war es vorbei.
Sam Broncowitz drehte sich ruckartig, steif herum und stakste zurück. Er wollte nach Hause. Zurück, auf das kleine Gehöft. Seiner Frau die eigenartige Kristallkugel zeigen.
Er ahnte nicht, daß das nicht mehr seine eigenen Gedanken waren.. Der Fluch der Totengöttin ließ ihn so handeln. Ein Fluch, der jedem, den er traf, seine eigene Hölle bescherte.
So auch Sam Broncowitz.
Fest, habgierig umklammerte er den runden, roten Kristall mit beiden Händen. Er wollte ihn nicht mehr hergeben, *Sam Broncowitz trug den Tod bei sich…*
Der Schmerz, der mit dem Aufprall auf dem Boden kam, raubte Damona King fast die Besinnung. Der Dämon kam auf ihr zu liegen.
Er riß an ihren Haaren, ohrfeigte sie, daß ihr Kopf hin und her flog.
Tränen schossen in ihre Augen. Sekundenlang sah sie Rainbow nur noch hinter einem milchigtrüben Schleier. Ein bizarrer Schemen, der sie auf den Boden nagelt. Der wie von Sinnen auf sie einprügelte.
Damona spürte, wie sich die Beine des Dämons wie Eisenklammern

links und rechts gegen ihren Körper zusammenpreßten. Wieder schlug er zu.

Sie hob abwehrend die Hände. Ihre Reaktionen waren irgendwie gebremst. Sie schien ihre Hände wie durch einen zähen Sirup bewegen zu müssen. Das schwere, keuchende Atmen des Dämons schwoll in ihren Ohren zu einem unirdischen Schnauben an. Röchelnde, unartikulierte Wortfetzen mischten sich darin.

Der Dämon aber hockte auf ihr und schlug weiter zu. Damona wurde von der Panik angesprungen. *Wehr dich endlich! Wehr dich, oder er bringt dich um, verdammt!*

Sie japste nach Luft. Aber da war keine Luft. Nur heißes, glühendes Rot.

Blut?

Sie riß die Augen auf. Ihre rechte Hand bewegte sich plötzlich wieder normal, aus dem verkrampften, sinnlosen Hin- und Herfuchteln wurde ein kerzengerader Schlag, der in Rainbows Gesicht hämmerte.

Der Kleine gurgelte auf, sein Kopf wurde nach hinten gerissen.

Damona ruckte herum, schlug im gleichen Sekundenbruchteil ein zweites Mal zu. Und hatte Pech. Der Dämon wich aus. Dem Karatehieb, den sie unter Schmerzen abfeuerte, konnte er jedoch nicht entgehen. Er wurde zur Seite gefegt, schrie, riß die Arme hoch. Damona kam frei. So schnell wie möglich richtete sie sich auf. Sie taumelte.

Übelkeit hing wie ein Knoten in ihrem Hals.

Der Dämon rührte sich nicht. Er lag am Boden, Arme und Beine ausgestreckt, den Kopf zur Seite gewinkelt.

Keuchend vor Anstrengung stürzte sie zu ihm hin, ließ sich auf die Knie nieder. Wieder verschwamm alles vor ihren Augen. Es schien, als wolle das Böse, das in dem Dämon eingenistet war, verhindern, daß sie ihm etwas antat.

Damona aber war stärker.

Der milchige Film vor ihren Augen zerplatzte. Es war nur eine Vision. Sie durfte sie nicht als Realität akzeptieren, dann konnte ihr nichts passieren.

Ihre rechte Hand zuckte vor.

Sie berührte die Stirn des kleinen Dämons. Die Haut schien zu glühen. Damona murmelte einen mächtigen Bannspruch. Rainbow sackte förmlich in sich zusammen. Sein Gesicht wurde schlaff, die Haut fiel an den Wangen ein, wurde stumpf, grau. Die Lider flatterten.

Wieder fühlte Damona das Fremde in ihm. Verzweifelt stemmte es sich gegen ihren Bann. Aber der hielt.

Sie konzentrierte sich auf das Fremde, wollte mit ihren geistigen Fühlern danach greifen, aber das Fremde entglitt ihr, wirbelte davon: schnell, glitschig, unfaßbar.

Sie war nicht stark genug.
Aber der Bann war wirksam geworden, das Fremde zurückgedrängt. Für wie lange jedoch?
Damona richtete sich auf. Kurz entspannte sie sich. Sie strich über ihr Gesicht. Alles tat weh. Sicher mußte sie aussehen wie durch den Fleischwolf gedreht. An der Stirn fühlte sie eine Beule. Und über den Wangen war die Haut aufgeplatzt – genau an der Stelle, an der sie – oder ihre Traumexistenz – von dem untoten Polizisten getroffen worden war.
Was wußte Rainbow noch – außer von den Racheplänen des Grauen Todes?
Was hatte er ihr verschwiegen?
Sie schob die Fragen zurück. Auch die Sorge und die Angst, die in ihr wühlten, verdrängte sie. Sie durfte jetzt keine Fehler machen.
Einen weiteren Angriff Rainbows überstand sie möglicherweise nicht mehr so glimpflich.
Was tun?
Sie überlegte nicht lange, sie mußte es riskieren, auch wenn sie sich nicht wohl fühlte dabei.
Sie murmelte leise einen Zauberspruch, den sie erst kürzlich in einem der Hexenbücher ihrer Mutter Vanessa entdeckt hatte. Es war ein gefährlicher Spruch. Wenn ihr die Kontrolle darüber entglitt, tötete sie den Dämon vom Schwarzen Schwert. Das aber wollte sie auf keinen Fall. Sie wußte ja, der Kleine war nicht wirklich ihr Feind.
Darkoonas Fluch machte das aus ihm.
Ihre schlanken Hände beschrieben drei, vier wellenförmige Bewegungen, die Luft knisterte. Es wurde kühl. Die Aura der weißen Magie breitete sich aus. Sie konnte sie buchstäblich riechen. Die Hexenherz-Präsenz, die in das versteinerte Herz, das Damona an der Silberkette um den Hals trug, schwieg.
Damona war das gerade recht. Ohne die Unterstützung der Hexenherz-Präsenz war sie zwar – obwohl sie die Tochter einer Hexe war – ohne nennenswerte Hexenkräfte. Aber immerhin hatte sie so oder so ihre Sensibilität und ihr Hexenwissen. Das reichte.
Sie war ein Mensch, kein Superwesen. Und sie wollte ihr Menschsein nicht verleugnen oder verkaufen, indem sie der Hexenherz-Präsenz erlaubte, sie zu einem Monstrum mit übersinnlichen Fähigkeiten und Kräften zu machen. Außerdem gab es da die Forderung der Präsenz, die sich für sie mehr und mehr zu einem Parasiten entpuppte: Dafür, daß sie ihr Macht gewährte, wollte sie die absolute Herrschaft über Damonas Körper. Das aber würde Damona nie zulassen. Sie kannte die eiskalte Rücksichtslosigkeit der Präsenz, mit der sie ihre eigenen Ziele erreichen wollte. Mehr als einmal hatte Damona sie abgeblockt.
Noch während diese Gedanken durch Damonas Sinn wehten, zog sie

den Vorhang von dem runden Fenster zurück. Goldenes Licht strömte in den gemütlich eingerichteten Raum des Jets.

Damonas Lippen bewegten sich. Sie schloß die Augen. Die Aura des Zauberspruchs war noch immer positiv. Sie beherrschte ihn. Sie hatte ihn unter Kontrolle.

Der Dämon zuckte. Sein Körper bäumte sich auf.

Damona berührte ihn mit der Linken. Die Augen noch immer geschlossen, sah sie dennoch das goldene Licht. Ihre Hände griffen danach. Perlen wirbelten durch die Luft. Oder besser – die Luftmoleküle zeigten sich ihr in Gestalt von Perlen. Blitzende, irisierende, warme Lichtreflexe. Ein helles Klingen und Singen.

Damona flüsterte zwei weißmagische Formeln, konzentrierte sich darauf, fügte sie dem Zauberspruch an, setzte ihre Lebensenergie als Schwerpunkt, als Pfand, spendete den plötzlich allgegenwärtig fühlbaren Mächten des Lichts von ihrer Kraft, von ihrer Vitalität…

Machte den Zauber wirksam.

Sie konnte die goldenen Lichtstrahlen berühren.

Wärme!

Geborgenheit!

Sie fühlte sich wohl. Frieden erfüllte sie. Sie nahm drei, vier Lichtstrahlen, genoß das goldene Leuchten, das sie umwirbelte, nahm die Lichtstrahlen und verwob sie miteinander zu einer starken Kordel.

Der Dämon vom Schwarzen Schwert keuchte. Schaum trat auf seine Lippen. Speichelblasen zerplatzten. Er stieß gurgelnde Laute aus.

Der Bann bröckelte, der Zauberspruch war noch nicht voll wirksam!

Das rote Fremde, das ihn beherrschte, wehrte sich verzweifelt gegen die Gefahr, die Damona darstellte!

Damona machte schneller, ohne ihre Konzentration zu vernachlässigen. Sie schlang die Kordel aus Lichtstrahlen um den Schädel des kleinen Dämons, verknotete sie, nahm die langen, losen Enden und schnürte sie um die zuckenden Hände Rainbows.

In dessen Gesicht wetterleuchtete es! Der grauenhafte Kampf, der sich jetzt auch in seinem Innern abspielen mußte, zeigte sich hier wie in einem Spiegel!

Von den Augen war noch immer nur das Weiße zu sehen. Sie quollen aus den Höhlen. Der Mund klaffte auf. Lange Raubtierzähne blitzten. Und die Zähne wurden immer länger.

Vampirzähne!

Damona sah sie, obwohl sie ihre Augen noch immer geschlossen hatte.

Sie spürte die Haß-Impulse, die ihr entgegenstrahlten, als wollten sie sie verbrennen. Haß! Mordgier! Der verzehrende Wille, sie zu vernichten!

Rainbow schrie!

Langgezogen, kreischend gellte der Schrei auf uns…

… brach in einem zittrigen Wimmern ab.

Plötzlich herrschte Ruhe und Frieden auch in dem kleinen Dämon!

Der Zauber war wirksam!

Damona öffnete die Augen und sah auf Rainbow hinunter. Sein Gesicht war entspannt, die Augen geschlossen. Die Reißzähne hatten sich zurückentwickelt, waren wieder normal, wie die eines Menschen. Seine Atemzüge war tief und regelmäßig.

Plötzlich klaffte sein Mund auf. Der Dämon stieß würgende Geräusche aus. Sein Hals pulsierte. Sein Körper ruckte und zuckte, bäumte sich auf, verkrampfte sich. Die Atemzüge verstummten.

Setzten keuchend, röchelnd wieder ein.

Der Dämon erbrach funkelnde, blitzende, blutrote Kristalle…

***

Damona Kings Herz übersprang einen Schlag!

Dann entspannte sie sich. Die roten, bizarr geformten Kristalle verwandelten sich in graue Flocken und vergingen. Nichts blieb davon übrig.

Der Dämon entspannte sich wieder. Auch Damona tat das, als sie sah, daß momentan keine Gefahr mehr drohte.

Der Dämon wirkte jetzt friedlich. Sie nahm ihm die aus Lichtstrahlen gewobenen unsichtbaren Fesseln trotzdem nicht ab.

Bert Mortimer meldete sich über Bord-Lautsprecher: »Gleich haben wir’s geschafft, Miß King.«

Damona atmete durch, stand auf und ging an die Bar. Einen doppelten Whisky konnte sie jetzt gut vertragen. Ihr Gesicht war eine schmerzende Fläche. Sie sah nicht in den Spiegel, denn sie konnte sich nicht vorstellen, wie sie aussah.

Im Bad – auch das gab es an Bord des King-Jets – tupfte sie sich das Gesicht mit kaltem Wasser ab. Das tat gut.

Um 16 Uhr landeten sie auf dem Flughafen Heathrow. Mit einem sanften Rucken setzte der Vogel auf. Die Triebwerke verstummten mit einem mürrischen Singen.

Der Jet stand. Bert Mortimer kam aus der Pilotenkabine.

»Ein müder Bursche«, sagte er und zeigte auf Rainbow.

»Er hat viel durchgemacht.«

»Schon, aber…« Da sah er ihr Gesicht. Er stutzte. »He, Miß, was ist denn mit Ihnen passiert? Ich…«

»Ich bin gestolpert.«

»Aber…«

»Halb so schlimm.« Sie sagte es mit einer Stimme, die keinen weiteren Einwand duldete.

Er zuckte die Schultern. »Sie sind der Boß.«

»Kommen sie. Der Boß hat's eilig«, meinte Damona King lächelnd.
Er bekam einen roten Kopf und beeilte sich, die Luke zu öffnen und den Landesteg auszufahren. Damona ließ er den Vortritt, dann folgte er, Rainbow auf den Armen.
Ein kalter Wind fegte über die Piste und wirbelte Staub vor sich her. Der Himmel hatte sich verdüstert. Ein Flughafen-Jeep raste an ihnen vorbei. Fünfzig Yards entfernt startete eine Linienmaschine.
Das Heulen der Triebwerke erfüllte die Luft und übertönte die anderen Geräusche des Flughafens.
Damonas langes Haar wurde zerzaust; wie eine schwarze Wolke umwirbelte es ihr Gesicht. Zwei Männer von der King-Wartungs-Crew eilten heran und übernahmen den Jet.
Damona und Bert Mortimer gingen zu den privaten Hangaren.
Dort stand der Hubschrauber durchgecheckt und startbereit. Bert Mortimer hatte ihn bereits über Funk geordert. Die King-Leute verstanden etwas von Timing. Ein Mann in orangefarbener Montur gab Klar-Zeichen. Bert Mortimer winkte zurück, nachdem er Rainbow auf dem Rücksitz plaziert hatte. Damona hielt er die Plexiglastür auf und ließ sie auf dem Sitz des Co-Piloten Platz nehmen.
»Ich erledige die Formalitäten«, rief er dann und rannte mit großen Sätzen davon.
Die Angelegenheiten waren innerhalb weniger Minuten erledigt.
Der Name King zeigte wieder einmal Wirkung. Damona atmete auf.
Ein paar Minuten lang hatte sie befürchtet, wegen Rainbow Ärger zu bekommen. – Dämonen haben schließlich keine Personal- und keine Reiseausweise. Aber das hatte überraschenderweise schon beim Start in Deutschland keine Schwierigkeiten gemacht. Bert Mortimer hatte dafür gesorgt. Wie, das wußte er nicht.
Als Mortimer wenig später zurückkam und die Maschine startete, fragte Damona: »Wie haben Sie's diesmal geschafft?«
»Sie meinen – wegen Ihrem Freund?«
Damona King nickte.
»Der Mann vom Zoll war einer Ihrer Verehrer, Miß.« Mortimer lächelte.
»Ach so, na dann!«
Auch der kurze Flug nach London verlief ohne Zwischenfälle. In Rekordzeit erreichten sie ihr Ziel; Bert Mortimer setzte die Maschine sanft wie eine Feder auf dem Flachdach des King-Buildings in der Kings Road ab.
Damona King bedankte sich, bat den Piloten, Rainbow ins Hotel Claridge's zu bringen. Dort hatte der King Konzern ein geräumiges Appartement auf Dauer für Damona King und Mike Hunter gemietet. Wenn die beiden geschäftlich in London zu tun hatten, wohnten sie dort.

Bert Mortimer bestätigte zackig. »Ihr Wunsch ist mir Befehl, Miß King. Und Sie – äh – könnte ich sie nicht…«

»Sorry, Bert. Hab noch zu tun, und unten steht mein fahrbarer Untersatz.«

»Schicksal.«

»Trotzdem: Danke für's Fragen.«

Sie schenkte ihm einen Blick, der sein Herz um einig Takte schneller schlagen ließ und seinen Hormonhaushalt vollends durcheinanderbrachte, dann wandte sie sich ab und ging rasch über das Dach zum Lift.

In dem modernen Bürohochhaus herrschte Hochbetrieb. Telefone klingelten. Menschen eilten die langen, freundlich hellen Flure entlang. Damona wurde überall freundlich gegrüßt. Die King-Mitarbeiter mochten ihre junge Chefin.

Damona bemerkte auch die teils erstaunten, teils erschrockenen Blicke, mit denen die Leute den Bluterguß und die Hautabschürfungen in ihrem Gesicht registrierten. Sie war froh, daß niemand Fragen stellte. Die paar Kratzer würden schnell heilen.

Sie ging in ihr Büro, wechselte mit ihrer Chef-Sekretärin ein paar freundliche Worte, informierte sie über den Stand der Verhandlungen mit VW in Wolfsburg, dann schloß sie die Doppeltüren zum Vorzimmer und wählte die Nummer von Kings Castle. Henry, die treue Seele des Schlosses, nahm ab. Er freute sich, ihre Stimme zu hören. Damona ließ sich Mike geben, nachdem sie Henry gefragt hatte, wie es ihm gehe.

Mike Hunter war – wie sie erwartet hatte – sofort am Apparat. Das Kranksein füllte ihn nicht aus. Menschen seines Schlages mußte man ans Bett fesseln, wenn sie mal krank waren.

Damona informierte ihn knapp über das, was in Deutschland und auf dem Rückflug nach England vorgefallen war.

Mike war – wie könnte es anders sein? – sofort Feuer und Flamme.

»Ich komme«, sagte er entschlossen. »Bin sowieso schon wieder gesund.« dann schränkte er mit einem listigen Unterton in der Stimme ein: »Wenigstens, was die Grippe angeht. Ansonsten aber blutet mein Herz, weil du mich hier so lange allein in diesem Riesenkasten hocken läßt! Herzloses Biest!«

Sie lächelte. »Ich werde mich revanchieren. Ehrenwort. – Aber nur, wenn du im Bett bleibst. Du weißt, was momentan hier läuft, das genügt vorerst.«

Entrüstet protestierte er: »Du willst damit doch wohl nicht sagen, daß du ohne mich zurecht kommst?«

»Doch. Mit Müh und Not«, fügte sie schnell hinzu, als sie hörte, wie er tief Luft holte.

»Hart wie Kruppstahl, ich sag's ja immer! Das ist seelische

Grausamkeit! Ruft hier an, sagt mir, daß Himmel und Hölle in Aufruhr sind, und dann soll ich wieder ins Bett abschieben. Und dazuhin noch allein. Ein dicker Hund, ich muß schon sagen!«

»Sag's mir ein andermal, Mike. Ich muß los. Ich will keine Zeit mehr verlieren.«

»Sag mir wenigstens, was du vorhast.«

»Zuerst einmal will ich mir diese Gasse ansehen. Ich weiß ja noch nicht einmal, ob mein Traum wirklich passiert ist.«

»Der ist wirklich passiert. Wenn Rainbow da dran gedreht hat, dann…«

»Dann will ich mit den Kindern reden. Und dann ist da noch der verschwundene rote Kristall.«

»Zu zweit könnten wir…«

»Mike, bitte. Bis du in London bist…«

»Schon gut. Ich seh's ja ein.«

»Okay. Sei lieb und geh wieder ins Bett.«

»Halt, warte noch.«

»Ja?« fragte Damona leise.

»Sei vorsichtig, Damona.«

Sie nickte, war in Gedanken schon wieder ganz woanders, dachte gar nicht daran, daß er dieses Nicken nicht *hören* konnte – und legte auf.

Kurz darauf saß sie in ihrem ›fahrbaren Untersatz‹: einem funkelnagelneuen Porsche 928 Cabriolet – knallrot lackiert, die Innenausstattung aus feinstem Leder und dazuhin noch einigen hübschen Extras.

Nachdem der Silbergraue im Verlauf des letzten Falles von Claire Palmer zu Schrott gefahren worden war, hatte sie sich kurz entschlossen diesen hier zugelegt. Sie hatte eben ein Herz für schnelle Autos. Trotz Inflation und Benzinpreiswahnsinn der Ölkonzerne.

Aber dafür rauchte sie ja auch nicht.

Damona ließ das Geschoß abziehen, fädelte sich in den Verkehr ein.

Sie war wieder zuhause. Sie freute sich. Aber diese Freude drang nicht bis an die Oberfläche durch. In ihren Gedanken knobelte sie an dem vorliegenden Fall herum, wobei sie zu dem Schluß kam, daß der Dämon vom Schwarzen Schwert darin so etwas wie der Joker war.

Näheres würde sich ergeben, wenn Rainbow sich wieder erholt hatte. Vorerst stellte er keine Gefahr dar. Das war schon eine Menge.

Jetzt galt es, die Spur des großen Kristalls aufzunehmen, der so plötzlich verschwunden war, nachdem sie den untoten Polizisten überwältigt hatte.

Darkoona, die Totengöttin, hatte Rainbow verflucht. Und alle Menschen, die mit ihm in Berührung kamen. Da noch ein Teil vom Ich des Dämons in dem großen Kristall festhing, war es also nur logisch, anzunehmen, daß weiterhin allen Gefahr drohte, die diesen Kristall

berührten.

Aber wie diese Kugel finden? Es war eine schier unlösbare Aufgabe, Damona wußte es, und sie preßte die Zähne zusammen.

Damona King fuhr Richtung Soho.

Die Rushhour ließ den Verkehr in zähen Strömen durch die Riesenmetropole schwappen. Überall Blechlawinen. Auf den Bürgersteigen Menschenmassen. Die altehrwürdigen Gebäude wirkten seltsam porös. Der Himmel war bewölkt. Ein seltsames Licht herrschte, wie bei einem Sonnenuntergang im Regen.

Ampeln – und natürlich immer dann auf rot, wenn man es am wenigsten brauchen konnte. Damona faßte sich in Geduld. Sie fuhr die Oxford-Street hoch, der Post Office Tower stieß in einiger Entfernung rechter Hand durch den Dunst aus Abgasen und miesem Wetter hoch über die Dächer der Metropole. Dann kam der Soho Square, Damona bog in eine Seitenstraße ab und kurvte kreuz und quer durch Soho. Sie wußte nicht, wie die Gasse hieß, sie konnte nur hoffen, daß sie instinktiv den richtigen Weg fand. Vage erinnerte sie sich an Häuser, die sie aus großer Höhe in ihrem Traum gesehen hatte. Dann verfuhr sie sich, mußte noch einmal um den Block fahren und stellte den Porsche dann ab.

Zu Fuß ging sie weiter. Zielstrebig jetzt, da sie sicher war, daß sie auf dem richtigen Weg war.

Die Gegend wirkte heruntergekommen. Dazu das trübe Wetter.

Gegen Abend würde es sicher regnen. Alles paßte zusammen.

Auch hier waren Menschen unterwegs. Sie sahen müde aus. Verbraucht. Verschlissen von harter, schlechtbezahlter Arbeit. Arbeiter, die schon in aller Herrgottsfrühe aus den Federn gestiegen und zur Arbeit gegangen waren. Dazu ein paar Zuhälter, die Speck an den Hüften angesetzt hatten und hautenge Hemden trugen. Der krasse Gegensatz zu den Arbeitern.

An einer Treppe aus roten Ziegelsteinen, die zu einer morsch wirkenden Tür hochführte, spielten zwei kleine Mädchen Federball.

Der Wind, der durch die Gasse fegte, riß den kleinen Ball wütend mit sich. Eine Katze fauchte und verzog sich durch ein eingetretenes Kellerfenster.

Damona ging weiter.

Einer der Zuhälter ließ eine obszöne Bemerkung ab und pfiff ihr nach. Sie achtete nicht darauf.

Nach links weg führte die Gasse. Dann teilte sie sich. Wieder links zweigte ein enger Durchgang ab. Damona trat in das dort herrschende Zwielicht.

Sie erkannte die Umgebung. Diese enge, finstere Gasse, hohe Hauswände, schmale Fenster. Vor manchen waren Wäscheleinen gespannt, an denen bunte Kleidungsstücke hingen; Farbtupfer an

grauen, schmucklosen Fassaden.

Das Pflaster war schmierig, verdreckt, fleckig. Damona wußte, daß sie hier richtig war.

Dies war die Gasse, die zu dem Hinterhof führte, auf dem die Jungen Fußball gespielt hatten.

Sie folgte ihr.

Dann sah sie die Kreidestriche auf dem Boden, den Umriß des Mannes, dort, wo er gelegen hatte. Jetzt wußte sie definitiv, daß ihr Traum Wirklichkeit gewesen war. Kein schöner Platz zum Sterben, dachte sie und fröstelte. Aber wenigstens war den Kindern nichts passiert. – War ihnen wirklich nichts passiert? Sie mußte mit ihnen reden, mußte wissen, was passiert war, nachdem sie mit Rainbow verschwunden war!

Sie war stehengeblieben. Jetzt blickte sie sich um. Die düstere, unwirkliche Stimmung, die wie ein Zentnergewicht in der Gasse herrschte, fiel ihr auf. Die Schatten und Schemen schienen Drohung auszustrahlen. Der Himmel verdüsterte sich noch mehr über ihr.

Und dann kam Bewegung in die Schatten.

Eine Tür wurde geöffnet. Noch eine, Schritte. Schlurfen. Gepreßtes Atmen.

Damona King spannte die Muskeln an und wollte zurückweichen.

Aber jetzt waren auch hinter ihr Schritte zu hören.

Sie kreiselte herum, starrte in die Finsternis, sah die Schatten, die sich aus ihr herausschälten. Sie erstarrte.

Menschen. Männer und Frauen.

Dann sah sie die Köpfe, die Gesichter, und begriff. Das Grauen fuhr ihr wie ein Eissplitter ins Herz!

Es waren Menschen, ja. – Aber ihre Gesichter, ihre Schädel waren mit blutroten, bizarren Kristallsplittern überwuchert!

Der Fluch der Totengöttin hatte sie zu Sklaven des Bösen gemacht!

Aber warum?

Die Kristall-Monster ließen Damona nicht die Zeit, darauf eine Antwort zu finden. Wie auf ein geheimes Kommando stürzten sie sich von allen Seiten her auf sie!

Und ihre Absicht war klar…

Sie wollten töten!

***

*Zwischenspiel im Nirgendwo…*

Sie trafen sich in der Alptraumburg der Totengöttin!

Darkoona und der Graue Tod!

Niemand außer ihnen wußte von diesem Treffen. Es war geheim.

Das Gelingen eines großen Planes hing davon ab, daß es auch geheim blieb.

Darkoona, die Totengöttin, lehnte sich in ihrem Thron aus schwarzer, schimmernder Materie – die versklavten und neu geformten Seelen von vernichteten und gebannten Dämonen – zurück.

»Du bist ungeduldig«, eröffnete sie die Unterhaltung.

Der Graue Tod bewegte sich. Ein schrecklicher Anblick. Der mächtige Dämon aus einer der näher gelegenen Dimension-Sphären des Grauens sah aus wie ein überdimensionaler Krake. Zahllose Tentakel ringelten sich auf dem gefliesten Fußboden des Kristall-Saales.

Die Tentakel sonderten eine schlierige, graue Flüssigkeit ab. Der eigentliche Körper des Dämons war fett, oval wie der einer Spinne.

Ein hektisches Pulsieren ließ ihn an- und abschwellen. Die Augen des Dämons saßen an den Enden der Tentakel: klein und grau wie Kieselsteine.

Der Dämon ließ sich Zeit mit seiner Antwort. Noch immer schien er Darkoona nicht zu trauen. Ein natürliches Mißtrauen, wie es auch unter anderen Dämonen üblich war.

Schließlich sagte er: »Du warst es, die das Angebot gemacht hat. Ich hätte mich auch auf meine Weise an dieser Damona King gerächt.« Seine Stimme klang grollend und dumpf, als würde sie aus weiter Ferne kommen. Das Pulsieren des fetten Rumpfes nahm zu.

Die Tentakel bewegten sich und schleiften über den Boden, wobei sie feuchte Spuren hinterließen.

Darkoona sah es mit leichtem Ärger. Der Graue Tod war nicht gerade ein Partner nach ihrem Herzen. Aber hier ging es um Wichtigeres, Sympathie war also zweitrangig.

»Das mag stimmen, Dämon. Aber auch du solltest einsehen, daß diese Chance in der Form nicht so schnell wiederkommen wird. Au- ßerdem will ich nicht, daß wir uns gegenseitig ins Gehege kommen. Ich weiß, daß du mit Bastarda, der Herrscherin der Nacht, und somit mit den Blutgöttern paktierst. Bastarda hat die den Menschen Ugo Maruso geschickt, den du sodann übernehmen und zu deinem Sklaven machen konntest. Aber…«

»Das alles weiß ich«, grollte der Graue Tod ungeduldig. »Ich gehöre zu den Vasallen der Blutgötter und den treuen Untertanen Bastardas. Doch jetzt bin ich hier. Weil ich Damona King vernichtet sehen will. Sie hat Ugo Maruso vernichtet. Jetzt soll sie sterben!«

»Gut. Sie wird sterben. Dafür garantiere ich. Sie hat keine Chance. Der Dämon vom Schwarzen Schwert hat ihr Ende eingeläutet. Dieser Dummkopf. Alles war geplant. Seine Flucht. Sein Entkommen. Er glaubte, ihr zu helfen, indem er sie warnte. In Wirklichkeit aber ist er mein Werkzeug gewesen. Ein Mittel zum Zweck. Meinen Fluch hat er auf die Erde getragen. Menschen wurden infiziert. Jeder, der die Blut-Kristalle berührt, wird zu einem Kristall-Monster. Oder stirbt. Oder… Nun, es gibt viele Arten des Grauens. Mein Fluch beinhaltete sie alle.«

Darkoona lachte süffisant, dann sprach sie leise, aber doch energisch weiter. »Mittlerweile hat Damona King den Dämon vom Schwarzen Schwert befreit. Nur ein kleiner Teil seines Ichs ist noch in dem großen Kristall. Aber das macht nichts. Es wurde ein neuer Wirtskörper gefunden. Er wird weitere Menschen infizieren. Und zwar weit genug entfernt von Damonas momentanem Standort.«

»Sie ist in London«, gurgelte der Graue Tod.

»Ganz recht. Und in arger Bedrängnis. Meine Kristall-Monster haben ihr eine Falle gestellt.«

»Wozu denn der neue Wirt?«

»Damona King ist gefährlich«, erklärte Darkoona. »Ich rechne mit allem. Ich mache keine Fehler, wie sie von unseren Artgenossen schon so oft gemacht wurden. Sollte sie meinen Kristall-Monstern in London entkommen…« Wieder lächelte sie, ein grausames, kaltes Lächeln, das nicht die Augen erreichte. »So wird sie erfahren, wie sinnlos es trotzdem ist, noch zu hoffen. Die Kristall-Monster werden überall sein. Auf dem Land, in der Stadt, überall. Und dann …« sie machte eine genau berechnete Pause.

»Dann wirst du Damona King ins Totenreich locken?« Gier und Haß zitterten in der nur schlecht beherrschten Stimme des Grauen Todes.

»Nicht ich, sondern der Dämon vom Schwarzen Schwert. Rainbow. Er wird es tun. Und zwar auf eine Art, daß Damona King keinen Verdacht schöpft.«

»Wie? Sag es mir!«

Darkoona hob die Rechte. Sie sah auf ihre langen, zu Krallen zurechtgefeilten Fingernägel, dann wieder auf den Grauen Tod.

»Ich will Damona King nicht nur töten. Der Tod wäre zu gnädig für sie. Lebend soll sie im Totenreich leiden. Ewige Pein. Ewige Qualen. Deshalb – sollte es ihr gelingen, meinen Kristall-Monstern zu entkommen, so ist dafür gesorgt, daß es Rainbow sein wird, der sie in mein Reich lockt. Er hat nämlich eine ganz besondere Information für Damona King. Eine Information, die er ihr bisher noch nicht verraten hat, weil er selbst Angst vor den Folgen hat, die sich daraus ergeben.«

»Und – um was für eine Information handelt es sich dabei?« wollte der Graue Tod neugierig wissen. Sein grauer Riesenkörper pulsierte jetzt so heftig, daß er Schleim absonderte.

»Ich habe jemanden in meiner Gewalt, der Damona King lieb und teuer ist. Für den sie alles – alles riskieren würde.«

»Sag mir den Namen!«

»Später, Dämon, später.«

»Du vertraust mir nicht!«

»Doch«, versicherte die Totengöttin, und ihr überirdisch schönes, bleiches Gesicht zeigte ein Lächeln.

»Dann sag mir den Namen.«

»Also gut.« Darkoona beugte sich vor, der Graue Tod reckte ihr einen feucht schillernden Tentakel entgegen. Die Totengöttin wartete, bis der Tentakel dicht vor ihrem Mund verharrte, dann flüsterte sie den Namen.

»Du hast…« Der Graue Tod brach ab, die Tentakel wirbelten, verrieten die ungeheure innere Erregung des Monstrums, seinen Unglauben. Die Augen glühten.

»Ja. Und ich werde es dir beweisen. Später.«

»Wenn das wirklich wahr ist, so kann tatsächlich nichts schiefgehen.«

»Das sagte ich doch. So oder so – Damona King kann ihrem Schicksal nicht mehr entkommen. Diesmal nicht, alles ist perfekt geplant. Ist sie erst einmal in meinem Reich, so wird sie nie wieder daraus entkommen, dafür sorge ich!«

»Du bist ein Satansweib«, grollte der Graue Tod anerkennend. Seine Tentakel beruhigten sich wieder, breiteten sich auf dem Fußboden des Kristallsaales aus.

»Reden die Menschen auf dieser Erde nicht immer von – wie heißt dieses Wort doch? – Emanzipation?« Darkoona lächelte böse. »Hier, in meinem Reich gibt es sie.«

Der Graue Tod stieß ein fauchendes Gelächter aus. Er verlagerte seinen Körper. Ein hartes Scharren begleitete diese Bewegung.

Nach einem kurzen Schweigen fragte er dann lauernd: »Und weshalb brauchst du mich? Du hast mich doch nicht aus Nächstenliebe eingeweiht, oder? Du verlangst sicher eine Gegenleistung. Welche?«

»Keine. Du sollst deine Rache haben, wie auch andere Schwarzblütler. Sie alle sollen Damona King erwarten, wenn sie den Fuß in mein Reich setzt. Und du sollst sehen, daß es sich auszahlt, mit Asmodis zusammenzuarbeiten. Spiel dein Spiel mit Damona King. – wie gesagt, ich will, daß sie tausend Tode stirbt…«

»Das wird sie!« knurrte der Graue Tod haßerfüllt, und es hörte sich an wie ein grausamer Schwur…

***

Wie von der Hölle ausgespien, stürzten sich die Kristall-Monster auf Damona King!

Alles ging rasend schnell. Sie hatte ihre Rechte noch nicht halb an der Schulterhalfter mit der Luger, als die Kristallenen heran waren.

Sie umringten sie.

Schweigend!

Drohend!

Keine zwei Millimeter trennten Damona von den kristallüberwucherten Körpern.

»Keine Gegenwehr«, stieß einer der Kristallenen aus.

Damona ließ die Hand sinken und griff nicht nach der Luger. Sie

hätte sowieso nicht schießen können. Es waren Menschen, die von den roten Kristallen vermutlich versklavt waren. Vielleicht konnte sie sie noch irgendwie retten.

Der Gedanke erschien in dieser Situation ziemlich lächerlich.

»Was wollt ihr?« fragte sie beherrscht.

»Du kommst mit uns. Keinen Widerstand, wenn du uns auch nur berührst, oder wir dich, wirst du zu unseresgleichen. Du bist gewarnt.«

Die Stimme des Sprechers klang dumpf. Der Mund – ebenfalls von winzigen, länglichen, bizarren roten Kristallsplittern umwuchert, bewegte sich kaum. Die Augen funkelten in einem irren Licht. Sie waren das einzige, das noch an den Menschen erinnerte, der der Sprecher früher gewesen war.

»Komm!«

Damona King nickte. »Okay.«

Die Kristallenen gingen los. Ständig aber achteten sie darauf, daß Damona King in ihrer Mitte blieb. So hatte sie keine Chance. Aber wenigstens lebte sie noch, und war auch noch nicht von der Kristall-Seuche – ein besserer Begriff für den Fluch der Totengöttin fiel ihr momentan nicht ein – infiziert.

Vielleicht ergab sich später eine Gelegenheit, zu entkommen…

Die Kristallenen führten sie ein paar Yards die enge, dreckige Gasse entlang. Nirgends zeigte sich ein menschliches Gesicht an den Fenstern. Die Häuser schienen leer, ausgestorben zu sein.

Ein grausiger Gedanke loderte in Damona King auf: Waren alle Menschen, die hier gelebt hatten, zu Kristall-Monstern geworden?

Und wenn – warum? Wie war das möglich? Rainbow hatte doch gesagt, nur die, die mit ihm in Kontakt kamen, würden vom Fluch der Totengöttin getroffen.

*Die Seuche breitet sich aus…*

Die Kristall-Monster stießen eine Haustür auf. Damona King durfte nicht stehenbleiben, wollte sie nicht von den hinter ihr kommenden Monstern berührt werden. Eine höllische Anspannung sorgte dafür, daß sich ihre Nackenhärchen aufstellten. Kalt rann ihr der Schweiß über den Rücken.

In dem dunklen Flur, der in die Tiefen des Hauses vorstieß, roch es muffig nach Essensresten und Bohnerwachs. Ihre Schritte klangen auf dem Linoleum des Bodens überlaut. Die Kristallenen bewegten sich überraschend geschmeidig.

Die bizarren Formen ihrer Schädel und Körper wirkten im Dämmerlicht noch wuchtiger und bedrohlicher.

Wohin bringen sie mich? fragte sich Damona King.

Die Monstren mußten sich unglaublich sicher fühlen. Unbezwingbar. Sogar die Luger hatten sie ihr gelassen. Außer ihr und dem Hexenherzen trug sie keine anderen Waffe. Den Silberdolch hatte sie

ausnahmsweise nicht mit nach Deutschland genommen.

Aber Damona nahm an, daß ihr auch der Dolch gegen die Kristallenen nicht viel geholfen hätte.

Das Hexenherz?

Es schwieg. Keine Reaktion. Kein Impuls. Nicht einmal hämischer Spott, wie schon so oft, wenn sie durch eigene Schuld in aussichtslose Situationen gekommen war.

»Da hinunter!« grollte der Sprecher und hielt die Kellertür auf.

Kalte, feuchte Luft schlug Damona entgegen. Sie stoppt. Die Kristallenen ebenfalls. Ihr Atmen war kaum hörbar. Wie eine Mauer, dachte Dämons. Die Blutkristalle, die sie überwuchert hatten, blitzten und blinkten hin und wieder, wenn ein verirrter Lichtstrahl auf sie traf.

»Los!« herrschte der Sprecher der Monster und zeigte mit einem wilden Rucken seiner linken Hand auf die schmale, steile Treppe, die in die Tiefe hinunterführte.

Was erwartete sie dort unten?

Damona atmete tief durch und folgte dann den beiden Kristallenen, die vor ihr gingen. Die anderen folgten.

Der Boden des Kellers bestand aus festgetretenem Erdreich. Es war dunkel. Kaum mehr als schemenhafte Bewegung wahrzunehmen. Jeden Augenblick rechnete Damona, von einem der Kristallenen berührt zu werden. Aber die Veränderten schienen bestens sehen zu können.

Sie gingen durch die Finsternis.

Der Keller war überraschend groß. Damona verlor die Orientierung. Irgendwann sah sie voraus einen verwaschenen Lichtfleck.

Ein Mauerdruchbruch in den benachbarten Keller.

Die Kristallenen waren wieder überall um sie herum.

Damonas Herz hämmerte.

»Was habt ihr mit mir vor?« fragte sie in die Düsternis hinein.

»Du wirst es sehen, Hexenbalg!«

Sie wußten also, wer sie war! Das eröffnete eine neue Dimension.

Eine Falle? Galt der ganze Zauber ihr?

Sie durchschaute dieses teuflische Spiel nicht. Ob Rainbow nur als – Lockvogel gedient hatte? Wenn, dann wußte er dies wahrscheinlich nicht einmal selber.

Sie erreichten die Helligkeit. Damona stellte überrascht fest, wo sie war!

In den modern ausgebauten unterirdischen Räumlichkeiten einer Metzgerei!

Ein blitzsauberer, gefliester Korridor führte geradeaus zu einer Metalltür. Rechts und links waren Türen. Eine stand offen. Im Vorbeigehen sah Damona King in den dahinter liegend Raum.

In langen Reihen waren Schweinehälften an Metallhaken aufgehängt.
Sie schluckte.

War es das, was die Unheimlichen mit ihr vorhatten? Sollte sie hier unten buchstäblich abgeschlachtet werden? Wollten sie ihr eine formvollendete Hinrichtung bescheren?

Sie mußte etwas tun. Die nervliche Anspannung wuchs, blähte sich auf. Nur mühsam hielt sie sich unter Kontrolle. Sie hatte Angst.

Die Situation war unheimlich, was, wenn sie einfach einen Ausbruch versuchte; wenn die Unheimlichen nur blufften – wenn sich nicht zum Kristall-Monstrum wurde, wenn sie sie berührte? Sollte sie es wagen?

Nein.

Sie beschloß, abzuwarten.

Ihre Chance kam, als sie das Ende des Korridors erreicht hatten.

Die Kristallenen öffneten die Metalltür. Dahinter knickte der Gang scharf nach rechts ab. Eine Treppe. Damona sah nach oben und spürte, wie ihr Blut schneller durch ihre Adern rauschte.

Es gab hier keine Decke, sondern nur ein metallenes Gestänge, auf dem Rohre verlegt waren. Die eigentliche Decke – gewölbt – kam erst gut einen Yard darüber.

Die Mauer, in die die Metalltür eingelassen war, ragte nur bis zu diesem Metallgestänge hinauf.

Damona ahnte, wozu dies und die Rohre da waren. Ein Heizungssystem.

Das mußte es sein.

Damona faßte einen tollkühnen Entschluß. Sie beherrschte sich eisern, damit sie sich ihre Aufregung nicht anmerken ließ.

Die Kristallenen wollten nicht zur Treppe, sondern ein paar Yards vorher in einen nach links abzweigenden Gang hinein. An dessen Ende stand eine Tür offen.

Ein Kühlraum!

Kaltes, elektrisches Licht sickerte in den unbeleuchteten Raum heraus.

Grüne Fliesen. Schweinehälften, mit Eiskristallen überzogen, das Fleisch unansehnlich verfärbt. In Reih und Glied hingen sie an den Haken.

Damona wartete nicht mehr länger.

Aus dem Stand federte sie hoch. Mit allen zehn Fingern packte sie eine Metallstrebe. Ein Klimmzug, und sie war oben, ein blitzschneller, kraftvoller Ruck, und sie stand auf der Strebe. Sie bog sich. Irgendwo knirschte es.

Die Kristallenen schrien!

Damit imponierten sie Damona allerdings nicht sonderlich. Sie war bereits unterwegs. Vornübergebeugt, aber trotzdem schnell lief sie die Strebe entlang, die nicht breiter war als ein mittelbreiter Buchrücken.

Sie erreichte die abzweigende Strebe.

Unter ihr kamen die Kristall-Monster. Jetzt schrien sie nicht mehr, sondern hatten schweigend die Verfolgung aufgenommen. Verbissen hetzten sie den Gang entlang, wie Bluthunde, die wußten, daß ihnen ihr Opfer nicht entkommen konnte.

Damona blieb kurz stehen, balancierte das Gleichgewicht aus und sah zurück.

Sie kamen den Gang entlang. Grausam anzusehen. Die Kristalle glühten blutrot, als würden sie von einer unsichtbaren Quelle mit Strom versorgt.

Damona orientierte sich kurz. Das Metallgestänge erstreckte sich so weit sie sehen konnte – auch über die die Korridore und Räume unten begrenzenden Wände hinweg.

Sie rannte zu der Querstrebe hin, die seitwärts in die Finsternis zwischen Metallstreben und Decke davonführte – über einen Schlachtraum hinweg.

Die Kristallenen kehrten um, hetzten zur Tür, die in den Raum führte, um ihr weiter zu folgen.

Damona wußte, daß sie sie vorerst abgehängt hatte. Wenn sie aufholen wollten, dann mußten sie schon auch auf das Metallgestänge heraufkommen.

Damona kletterte über ein Rohr, dann über ein zweites, gelangte auf festen Boden – die Decke eines unter ihr liegenden Raumes. Die Rohre knickten ab und verschwanden in dieser Decke. Also ein Kühlraum. Weiter. Damona biß die Zähne zusammen. Sie schwitzte.

Die Schweißperlen rannen ihr über den Nacken in den Kragen des goldfarbenen T-Shirts, das ihr am Leib klebte.

Die schrillen, aufgeregten Stimmen der Kristall-Monster waren weit zurück geblieben. Sie hatten ihre Spur verloren.

Vorerst.

Damona machte sich keine allzu großen Hoffnungen. Noch war sie nicht im Freien. Wahrscheinlich waren alle Ausgänge bewacht.

Mittlerweile zweifelte sie nicht mehr daran, daß ein Großteil der hier wohnenden Menschen zu Kristall-Wesen gemacht worden waren.

Das Grauen, das mit diesem Gedanken kam, war schlimm. Es setzte sich in ihrer Kehle als Klumpen fest, würgte. Gleichzeitig legte sich eine eiserne Klammer um ihr Herz.

Wie sollte sie gegen eine solche Übermacht ankommen?

Dazu noch, ohne ihre Waffe zu gebrauchen? Sie wollte und konnte nicht auf die Kristallenen schießen – egal, ob die geweihten Silberkugeln nun wirkten oder nicht.

Die Kristallenen waren Menschen – Unschuldige, wie so oft, die ohne eigenes Verschulden in den Sog des Bösen geraten waren. Sie konnte sie nicht einfach töten.

Ihnen mußte ihre erste Sorge gelten. Sie mußte einen Weg finden, ihnen zu helfen. Dann erst kam ihre eigene Sicherheit.

Sie sah die Treppe unter sich, zögerte, dann entschied sie sich, den Weg zurück zu nehmen, den sie gekommen war.

Über dem Durchgang zu dem anderen Keller verharrte sie schweigend. Sie ging in die Hocke. Stille. Kühle, feuchte Luft, die aus dem nicht ausgebauten Keller fächelte.

Die Stimmen und Schritte der Kristallenen kamen wieder näher.

Eine Metalltür klackte laut ins Schloß.

Die Kristall-Wesen kamen!

Irgendwie konnten sie ihr auf der Spur bleiben. Irgendwie erfuhren sie, wohin sie sich wandte!

Damona packte die schmale Metallstrebe, atmete aus und ließ sich lautlos hinuntergleiten. Ebenfalls lautlos federte sie auf, ging leicht in die Knie, die Luger – trotz ihrem Vorsatz, sie nicht zu gebrauchen – in der Rechten.

Nichts geschah.

Sie kramte das kleine goldene Feuerzeug, das sie von Wolfgang Rosenau im VW-Werk geschenkt bekommen hatte, aus der Tasche und ließ die bläuliche Flamme aufzucken.

Der Weg war frei.

Rechts und links Kisten und Truhen. Dann ein paar Regale. Eingemachtes, Konserven, ein Bierkasten. Im Hintergrund des düsteren Kellergewölbes ein Verschlag, der randvoll mit Kohlen und Briketts angefüllt war.

Darauf aber achtete Damona nicht. Sie steckte das Feuerzeug ein und stürmte die Treppe hoch, wobei sie immer zwei, drei Stufen auf einmal nahm. Hinter ihr, in den Tiefen des Kellers, blieb es verdächtig still und friedlich.

Am oberen Ende der Treppe angekommen, drückte sie vorsichtig die nur angelehnte Kellertür auf. Sie knarrte. Damona hielt die Luft an, drückte die Tür mit einem entschlossenen Ruck ganz auf und glitt hinaus.

Der Angriff des Kristall-Monsters erfolgte im gleichen Augenblick!

Wie ein Blitz fegte der massige Körper der Frau auf sie zu. Damona sah das Funkeln und Gleißen der Blut-Kristalle, die aus dem breitflächigen Frauengesicht eine widerwärtige, schorfige Maske machten! Damona stieß einen leisen Schreckensschrei aus, handelte aber gleichzeitig – und war schneller als das Kristallmonster der Totengöttin!

Damona machte eine Reflexbewegung nach rechts, stolperte und konnte erst im letzten Augenblick das Gleichgewicht bewahren.

Die Kristallfrau aber lief ins Leere! Und das im wahrsten Sinne des Wortes!

Mit einem gellenden, entsetzten Aufschrei stürzte sie die Kellertreppe hinunter.
Es krachte und prasselte und knirschte.
Damona richtete sich auf. Sie hatte sich den Ellbogen angeschlagen. Es tat höllisch weh. Aber das ignorierte sie. Sie rammte die Tür zu und sah sich hastig um. Der dunkle Hausflur war still. Ein paar geschlossene Türen. Weiter vorne aber wurde die Haustür geöffnet.
Im hellen Rechteck sah Damona drei, vier Kristallmonster auftauchen.
Sie drückte sich gegen die Wand. Ihr Herz pochte, als wolle es ihr die Brust sprengen. Der Druck um ihr Herz verstärkte sich.
Die Kristall-Kreaturen kamen!
Damona wich vorsichtig, gegen die Wand gedrückt, zurück. Hatten die Monster sie gesehen?
Oder – witterten sie sie?
Plötzlich rannten die Unheimlichen los! Auf Damona zu. Also doch! Damona löste sich von der Wand und stürmte den Korridor entlang. Linker Hand ahnte sie mehr als daß sie es sah ein Treppengeländer. Sie packte mit der Linken zu, riß sich buchstäblich herum und hetzte die Treppe hoch.
Erster Stock.
Die Kristall-Monster waren ihr auf den Fersen. Noch immer machten sie keine überflüssigen Geräusche. Tödlich leise bewegten sie sich, und sie schrien auch nicht. Schweigend folgten sie ihr.
Wie von einer unhörbaren Kommandostimme geleitet, die jede von Damona Kings Bewegungen kannte, so hetzten sie hinter ihr her.
Zweiter Stock. Dritter Stock.
Damonas Atem ging noch immer gleichmäßig. Ihr tägliches Training machte sich wieder einmal bezahlt. Aber der kalte Schweiß stand ihr nach wie vor auf der Stirn und rieselte auch über ihren Rücken.
Im vierten Stock hielt sie an. Sie stürmte zu dem Fenster, das vages Licht in den Flur hereinfallen ließ. Die Häuser waren hier buchstäblich Wand an Wand gebaut.
Vielleicht konnte sie durch das Fenster das benachbarte Gebäude erreichen?
Im Haus wurde es letzt lebendig.
Damona blieb abrupt stehen.
Ein glühendheißer, von Haßimpulsen geschwängerter Gedanke zuckte durch ihren Geist.
*Sie ist oben, im vierten Stock! Holt sie euch, bevor sie entkommt! Holt sie euch! Ich befehle es!*
Türen wurden aufgerissen, wieder zugeschlagen. Stampfende Schritte überall. Auf der Treppe. Hinter ihr im Flur.
Die Kristall-Monster waren plötzlich überall.

Das ganze Haus wimmelte von ihnen!

Damona King federte wieder herum, zu dem Fenster hin. Mit dem Ellbogen holte sie aus und schlug die Scheibe ein. Die Splitter wirbelten nach draußen davon. Ein Glasregen fegte in den Hinterhof hinunter, der sich unten erstreckte.

»Bleib!« kreischte eine Kristallfrau, die sich im gleichen Moment abstieß und auf sie zufederte.

»Du hast keine Chance! Du entkommst nicht!« gellte eine andere verzerrte Stimme auf.

»Es ist zu hoch! Einen Sprung hinunter überlebst du nicht!«

»Ihr auch nicht!« versetzte Damona zynisch und stand auf dem schmalen Fensterbrett.

Die Kristallfrau war bis auf einen Yard heran. Ihre zu Klauen geformten, kristallüberwachsenen Hände zuckten heran.

Damona sah in die Tiefe hinunter.

Ein Abfallcontainer. Ein verrostetes Autowrack. Ein nahezu quadratischer Hof, der von einem Lattenzaun eingegrenzt wurde.

Die Kristallfrau stieß ein tierhaftes Grunzen aus.

Die Hände flogen heran, bereit, sich in Damonas Arm zu krallen und sie festzuhalten.

Damona wartete nicht, bis es soweit war.

Sie stieß sich ab und sprang!

***

Wumm!

Mit einem lauten, hölzernen Schlag knallte die Haustür ins Schloß.

Samuel L. Broncowitz lächelte böse und ging ins Wohnzimmer. Er öffnete die Tür, blieb auf der Schwelle stehen. Der Raum war leer.

Aufdringlich laut tickte die alte Standuhr. Ein Erbstück seiner Großeltern.

Das aufgeregte, keuchende Atmen des Mannes übertönte es. Das Blut hämmerte in seinen Schläfen wie Trommelschläge.

*Such Clara! Finde sie! Tu deine Pflicht! Tu, was du deiner Herrin, der Totengöttin, schuldig bist!*

Unbarmherzig zischte dies die eiskalte Stimme in seinem Schädel!

Der große rote Kristall, den er in der linken Hand hielt, leuchtete heller. Ein diabolisches, höllisches Glühen, das seinen Widerschein ins verzerrte, kalkweiße Gesicht des Bauers projizierte.

»Ich suche sie. Ich finde sie«, keuchte Sam Broncowitz.

Sein Ego war ausgeschaltet. Es krümmte sich irgendwo in den Tiefen seines Bewußtseins. Das Böse hatte es nicht zertrümmern können. Noch nicht. Aber Sam war dennoch zum bedingungslos handelnden Sklaven des roten Kristalls und somit der Totengöttin geworden.

Er würde Clara finden, und dann –Draußen wurde es langsam

dunkel. Der Himmel überzog sich mit einer violetten, düsteren Tönung. Dazu die wattigen, an den Rändern blaugrau verfärbten Wolkenberge, die sich immer mehr über dem Land zusammenballten und das nahende Unwetter ankündigten…

Nur wenig Helligkeit drang durch die Fenster und die Maschen der weißen Gardinen in den einfachen Wohnraum herein.

Ein schmutziggraues Zwielicht hatte sich in dem Raum eingenistet – es lag über dem runden Tisch, an dem sie immer gemeinsam das Abendessen einnahmen, über den Stühlen, dem Schrank, auf dem die Pokale standen, die er als aktives Mitglied des Schützenvereins erbeutet hatte.

Clara war nicht da.

Sam durchquerte den Raum, sah in die angrenzende Nähstube.

Leer.

Er machte kehrt, ging in die Küche. Auch hier war Clara nicht. Der Wasserhahn tropfte. Die Wasserperlen putschten in eine Kaffeetasse und füllten sie. Im Herd brannte ein Feuer. In dem großen, schwarzen Emaillekessel brodelte Eintopf. Er roch nach verbranntem Fleisch.

»Clara!«

Sams Stimme klang rauh, heiser. Zentnergewichte schienen an seinen Stimmbändern zu hängen.

Irgendwo im Haus ging eine Tür.

»Hier bin ich, Sam!« rief eine sympathische, helle Frauenstimme.

Sekundenlang flackerte Sam Broncowitz’ Ego auf. Erinnerungen an die glückliche Zeit, die er mit seiner Frau verlebt hatte…

Das Böse, das ihn ihm saß, löschte sie mit gnadenloser Härte aus.

*Tu es! Tu es -jetzt!*

»Wo bist du denn? – Und warum bist du jetzt schon zurück, ich dachte, du wolltest bis zum Einbruch der Dunkelheit auf dem Feld bleiben?«

»Ich – ich bin hier«, knurrte Sam.

Er ging langsam rückwärts. Zu dem Schrank, in dem das Besteck aufbewahrt wurde. Seine tastende Rechte fand die Schublade, zog sie auf. Ein schleifendes Geräusch.

Die Küchentür wurde aufgestoßen.

»Das Abendessen ist noch nicht fertig, Sam. Tut mir leid, ich hab dich…« Clara Broncowitz stutzte, schnupperte. »Mein Gott!« rief sie dann, wirbelte herum und eilte an den Herd. »Es ist angebrannt! So was! In dreißig Ehejahren ist mir das nicht passiert! Verflixt!«

Sie beachtete Sam gar nicht mehr, sie hatte genug mit dem schweren Topf zu tun. Sie wischte ihn von der Herdplatte, schimpfte, stellte ihn auf einer anderen Platte ab.

Sam hatte die Schublade offen.

Seine suchenden Finger glitten über das Besteck. Sein Verstand war

ausgeschaltet. Leer. Nur noch von dem Bösen beherrscht. Der blutrote Kristall sandte ein helles Strahlen aus. Es vermischte sich mit dem düsteren Zwielicht, das auch in der Küche herrschte.

Da hatte Sam Broncowitz das Messer gefunden. Ein langes, spitz zulaufendes Fleischermesser.

Er packte es, riß es hoch. Dann stelzte er vorwärts.

Clara wandte ihm den Rücken zu.

»Clara!« sagte Sam.

»Du siehst doch, daß ich jetzt keine Zeit habe, Sam. Ich muß…« Sie drehte sich um, als sie das rote Leuchten auf der Wand über dem Herd sah.

Erstaunen lag auf ihrem Gesicht. »Sam…«

In diesem Augenblick sah sie sein verzerrtes, diabolisches Gesicht, das Fleischermesser, das er in der rechten Hand hielt, den teuflischen funkelnden und glitzernden Blut-Kristall!

Sie schüttelte den Kopf, langsam, erstaunt ungläubig.

»Gott, Sam, du – du machst mir Angst. Was…«

»Ganz still, Clara. Ich will dir nicht weh tun. Wirklich nicht. Glaub mir.« Seine Stimme klang wie die eines kleinen Kinds, das von seiner Mutter Süßigkeiten erbettelt.

»Leg das Messer weg, Sam!« sagte Clara Broncowitz. Ihre Stimme war überraschend fest und energisch, obwohl sich die Angst in ihren weit aufgerissenen Augen spiegelte.

Sam lächelte trotzig. »Nein. Nein, das werde ich nicht. Ich brauche es, Clara.«

»Wozu?«

»Du mußt sterben, damit du ewig leben kannst. Verstehst du? Die Totengöttin braucht deinen Körper. Für den Blut-Kristall. Wir sind die Schöpfer einer neuen Rasse. Kristall-Lebewesen. Unsterblich. Mächtig. Eine neue Rasse…« Sams Stimme verlor sich in einem fanatischen Flüstern. »Du bist verrückt geworden, Sam! Bitte…«

»O nein, nicht verrückt. Überzeugt. Ich diene der Totengöttin. Und du wirst es auch tun.«

Claras Hand umklammerte den Haltegriff des großen Topfes mit seinem noch immer brodelnden Inhalt.

»Sam, ich warne dich. Geh weg! Sonst…«

Sam lachte nur.

Der Blut-Kristall der Totengöttin, den er nach wie vor mit der Linken umkrampfte, flackerte auf und verstrahlte grelles Licht. Clara schloß geblendet die Augen, stieß sich vom Herd ab, riß den Topf hoch und schüttete den kochenden Inhalt in Sams Gesicht.

Sam bemerkte es gar nicht!

Er federte im gleichen Sekundenbruchteil vor, die Hand mit dem Fleischermesser ruckte hoch – verharrte kurz, – dann rammte sie mit

tödlicher Wucht auf Clara Broncowitz hinunter!

Die Frau brach mit einem Ächzen zusammen.

»Ewiges Leben, Clara«, flüsterte Sam Broncowitz, als er sich über ihren reglosen Körper beugte, ihn sanft berührte und die Saat des Blut-Kristalls in ihn pflanzte. »Du bist auserwählt, Clara. Du allein…«

Ein zufriedenes Lächeln erhellte sein bisher angespanntes Gesicht.

Mit einem Ruck richtete er sich auf.

*Und jetzt die Kinder!* befahl die Teufelsstimme in seinem Schädel!

***

Damona King flog durch die Luft!

Für den Bruchteil einer Sekunde fraß sich der Anblick der grauenhaften Tiefe unter ihr in ihr Gehirn ein.

Damonas durchtrainierter Körper streckte sich. Die Hände wischten durch das Zwielicht des beginnenden Abends. Dann packten sie kraftvoll zu.

Ein Schmerzenslaut flog über ihre Lippen. Sie glaubte, ihre Arme würden ausgekugelt werden. Aber sie hatte es geschafft! Sie hing an dem Wäscheseil, das von einem Fenster im fünften Stück über den Hinterhof zum gegenüberliegenden Haus hinübergespannt war!

Damona griff nach, packte fester zu, versuchte, das Hin- und Herpendeln ihres Körpers auszugleichen.

Die dünne Leine war bis zum Äußersten angespannt. Irgendwo entstand ein knarrendes Geräusch. Damona sah über die Schulter zurück, während die Hand über Hand weiterhangelte. An dem Fenster hinter ihr drängelten sich die Kristallenen. Schweigend starrten sie ihr nach. In ihren Augen glitzerte der Haß.

Einer der Kristallenen kletterte auf den Fenstersims und streckte sich. In der rechten Hand hielt er einen Dolch. Seine Absicht war klar!

Er wollte die Leine, die bis jetzt – entgegen Damonas eigener Überzeugung – gehalten hatte, durchschneiden!

Damona arbeitete sich schneller voran. Die rauhe Leine schnitt in ihre Finger, ihre Handflächen. Der Schweiß sickerte über ihr Gesicht. Die Anstrengung ließ sie keuchen. Ein Blick hinunter. Sie war halb über den Hinterhof weg. Noch ein paar Yards…

Der Kristallene schlug nach der Leine, an der Damona King hing!

Aber das war nicht mehr nötig!

Gerade als Damona die linke Hand löste, um sie vor die rechte zu setzen, riß die Leine!

Mit einem hellen, singenden Peitschenknall fetzte sie durch!

Damonas Hand ruckte hoch, packte zu, griff nach, so fest sie konnte. Wie abkatapultiert raste sie auf die Hauswand zu. Die Leine ließ sie nicht los. Hinter ihr gellte ein vielstimmiger Schrei.

Das Fenster!

Damona krallte sich an der Leine fest, sauste nach unten und auf die Hauswand zu…

Damona schrie nicht. Sie dachte auch nichts. Instinktiv handelte sie und arbeitete sich in der Zeitspanne zwischen Sekunde und Ewigkeit, die bis zum Aufprall auf die Mauer noch verging, an der Leine empor.

Dann passierte es…

Alles ging blitzschnell!

Sie streckte den Körper, rammte mit den Füßen voran durch das geschlossene Fenster in das dunkle Zimmer hinein. Das Seil ließ sie gleichzeitig los. Sie flog durch den Raum, knallte gegen ein Hindernis, daß ihre Zähne aufeinanderschlugen, der Aufprall riß ihr die Füße unter dem Leib weg, sie fiel vornüber, die Welt überschlug sich, ging unter im Klirren und Prasseln der Glassplitter.

Dann lag sie auf dem Boden.

Sie wußte nicht, ob sie ohnmächtig gewesen war oder nicht.

Stille herrschte.

Ein salziges, nasses Rinnsal sickerte aus ihrem Mundwinkel. Sie hatte sich auf die Lippe gebissen.

Ihr ganzer Körper fühlte sich an wie systematisch zertrümmert.

Ihre Hände waren blutig. Die Haut hing in Fetzen.

Das alles ahnte sie mehr, als daß sie es bewußt feststellte. Dazu war sie einfach noch nicht in der Lage. Vor ihren Augen tanzten Schemen. Stimmen dröhnten, sagten Worte, die sie nicht verstehen konnte. Irgendwo Schritte. Helligkeit? Nein. Finsternis. Noch mehr tanzende Gespenster und Schatten.

Damona dachte vage daran, daß sie aufstehen mußte, weg mußte

… Sicherlich würden die Kristallmonster keine Zeit verlieren, und wenn sie sie hier wieder erwischten …

»Nein!« stöhnte sie.

Mühsam wuchtete sie sich auf den Ellenbogen hoch. Sie lag auf dem Bauch. Ihre Haare hingen schweißnaß herunter. Ein schwarzer Vorhang vor ihrem Gesicht, der sich auch noch auf dem mit Glassplittern übersäten Boden kräuselte.

Langsam drehte sie sich um.

Ihre rechte Hand stemmte sich auf den Boden.

Und zuckte weg!

Sie fühlte etwas Weiches, Klebriges, Feuchtes! – Ekelerfüllt hob sie die Hand, starrte darauf. Auf der blutigen Handfläche klebte ein widerlicher, grauer Batzen!

Ein Kaugummi, von irgend jemandem erst vor wenigen Minuten ausgespuckt!

Sie schüttelte ihn weg, fand die Kraft, sich weiter hochzurappeln, kniete schließlich am Boden und schleuderte sich die langen Haare über die Schulter zurück.

Die Bewegung tat weh. Ihr Genick fühlte sich an wie weichgeklopft. Ihr Rücken wie nach einem Spießrutenlauf.

Aber ansonsten schien sie okay zu sein.

Sie hob den Kopf.

Der Anblick traf sie wie ein gemeiner Faustschlag mitten ins Gesicht!

In der Dunkelheit vor ihr stand ein Skelett!

Dort, wo normalerweise das Herz saß, pulsierte ein faustgroßer, blutigroter Kristall!

***

Phil Broncowitz schüttelte fassungslos den Kopf und wich zurück.

»Nein, Dad! Bitte – nicht!« flüsterte der Junge.

Samuel L. Broncowitz aber schien ihn gar nicht zu hören. Mit steifen Schritten stakste er heran. In sein Gesicht war ein höllisches, siegessicheres Lächeln gebrannt.

»Es muß sein, Junge. Es muß sein.«

Phil sah ein, daß es sinnlos war, sich mit seinem Vater auf ein Streitgespräch einzulassen. Er kreiselte herum und rannte los. Er mußte Ben und Randy warnen. Die beiden waren im Stall noch an der Arbeit, und sie hatten keine Ahnung…

Phil rannte, so schnell er konnte. Sein Vater folgte ihm. Den blutroten Kristall hielt er mit beiden Händen.

»Ben! Randy!« brüllte Phil, als er nur noch ein paar Yards vom Stallgebäude entfernt war. »Paßt auf! Dad ist…«

Phil hatte einen Augenblick lang nicht aufgepaßt. Er stolperte und flog nach vorn. Er landete mit ausgestreckten Händen im Dreck, seine Haut riß auf, die Wunde begann zu bluten.

Sam Broncowitz stakste mit gleichbleibendem Tempo heran.

Nichts schien ihn daran hindern zu können, das durchzuführen, was er sich vorgenommen hatte.

»Ich kriege dich, kleine Ratte!« sagte er halblaut. »Ich kriege dich, egal, wo du auch hinläufst.«

Phil rappelte sich hoch.

Da hörte er die Stimmen. Randy! Ben! sie hatten seinen Schrei gehört.

»Paßt auf! Dad – er ist übergeschnappt! Er hat Mom umgebracht, und jetzt will er uns…«

Phil rannte weiter. Aber er war nicht schnell genug, er merkte es.

Sein Vater holte auf.

Phil sah zurück.

Schrecklich sah sein Vater aus. Das rote Leuchten des Kristalls färbte sein Gesicht zu einer blutigen Fratze. Die Augen waren seltsam verdreht, so daß nur noch das Weiße zu sehen war. Der Mund klaffte auf. Und auf den Lippen.

Phil keuchte, als das Grauen wie mit einer nägelgespickten Peitschenschnur nach ihm hieb. Auf den Lippen seines Vaters wucherten Kristall-Splitter!

Er stolperte wieder, und erneut wäre er gefallen, hätten ihn nicht zwei starke Hände gepackt und hochgerissen.

»Randy!«

»Komm!« keuchte sein älterer Bruder. Er hatte mit einem Blick erfaßt, was los war. Die drohende Haltung ihres Vaters war eindeutig.

»Er – er will uns umbringen! Wie Mom! Sie ist tot! Sie liegt in der Küche! Ich – ich hab sie von draußen gesehen. Durchs Fenster. Randy, mein Gott…«

»Still. Los, komm.«

»Ben! Wo ist Ben?«

»Hier, kleiner Bruder, ich bin hier.«

Phil sah Ben im Eingang des Stallgebäudes auftauchen. Die hohe Flügeltür stand noch einen Spalt weit offen.

Phil raffte seine Kraftreserven zusammen. Er stutzte sich nicht mehr auf Randy, weil er wußte, daß er ihn damit behinderte.

»Ja! Lauft nur, ihr Unwissenden! Ich komme! Ich hole mir euch! Auch euch werde ich der Totengöttin opfern! Auch ihr sollt ewiges Leben von ihr erhalten und ihre neue Rasse auf Erden mitbegründen, meine Söhne!«

»Bleib weg!« schrie Ben. »Bleib weg, oder wir…«

»Ihr – *ihr* droht mir? Ich lache darüber nur! Bleibt stehen, lauft nicht weg. Ich will euch nur berühren… Nur berühren, dann verwandelt ihr euch …«

Sam Broncowitz kam daher wie *ein* Roboter. Im letzten Licht der untergehenden Sonne, wirkte seine Gestalt bizarr. Seine Bewegungen irgendwie ungelenkig, steif, als würden sie von einem unsichtbaren Puppenspieler gemacht, der irgendwo an ebenfalls unsichtbaren Fäden zog.

Staub wallte unter jedem Schritt auf- und verzog sich kräuselnd.

»Bleibt stehen, meine lieben Söhne. Ihr werdet es nicht bereuen!«

Ein Kichern drang über die Lippen des Bauers.

Der blutrote Kristall leuchtete intensiver.

Und Sam Broncowitz’ Bewegungen wurden schneller! Und plötzlich begriff Phil! Der Kristall! Der Kristall war es, der seinen – ihren – Vater so veränderte. Von ihm ging das Böse aus, das sie alle bedrohte!

Er sagte es Randy, der nickte und zog ihn mit sich. Sie erreichten die Stalltür. Ben zerrte sie herein. Mit einem wuchtigen Dagegenstemmen schloß er die Holztür und legte von innen den Riegel vor.

Mit einem Aufstöhnen lehnte er sich dagegen.

»Was ist passiert, um Gottes willen?« fragte er. In seinem schmalen Jungengesicht stand das Entsetzen. Angst flirrte dunkel in seinen

blauen Augen.

»Ich – ich weiß nicht«, sagte Phil leise. »Ich wollte von Mom ein Stück Brot, deshalb bin ich ans Küchenfenster gelaufen. Ich sah – ich sah nur noch, wie Dad mit einem großen Messer auf sie eingestochen hat, wie sie zusammengebrochen ist.« Phil schluchzte. Jetzt kamen die Tränen. Sein dürrer Körper wurde von heftigen Schluchzern geschüttelt.

»Er ist übergeschnappt.« Randy verdrückte sich die Tränen. Er wischte sich die Haare aus der Stirn. Der 17-jährige sah älter aus, als er war. Das rauhe Landleben hatte ihn – wie auch seine beiden und 20 Jahre alten Brüder schnell erwachsen werden lassen. Er war groß und schlank. Seine Hände verrieten, daß er damit zupacken konnte.

Aber jetzt nagte das Grauen in seinen Eingeweiden. Die Angst ließ seine Gedanken durcheinanderwirbeln.

»Es ist der Kristall. Dieser Stein, den er in Händen hält.« Phil wischte sich die Tränen aus den Augen. »Er hat unseren Vater wahnsinnig gemacht, ich weiß es.«

»Jetzt übertreibst du aber«, sagte Ben.

»Ich weiß es, glaubt mir doch!« Phil riß sich von Ben los, der nach seiner blutenden Verletzung hatte sehen wollen. Gehetzt blickte er sich um. »Das Fenster, hinten im Stall!«

»Verdammt, das hab ich ganz vergessen in der Aufregung!«

Ben rannte schon los.

Da krachte ein schwerer Körper gegen die Holztür des Stallgebäudes. So wuchtig war der Aufprall, daß die Tür einen Spaltweit zurückwischte, dann faßte der Riegel und Phil und Randy warfen sich zudem noch dagegen.

Draußen lachte keuchend ihr Vater. »Ich kriege euch. Ich kriege euch, meine Kleinen. Wartet nur.«

Und wieder rannte er gegen die Tür an! Der nächste Schlag dröhnte in Phils Ohren. Spürte denn sein Vater keinen Schmerz? Es mußte doch fürchterlich weh tun, wenn er so gegen die Tür anrannte…

Wieder ein Schlag. Und noch einer.

Sam Broncowitz kicherte.

Das machte alles noch schlimmer. Die Aura des Grauens breitete sich aus. Todesangst. Die Tiere witterten sie. Unruhig bewegten sie sich und brüllten wiederum ihre Angst hinaus.

»Mein Gott!« keuchte Randy. An seiner Stirn war eine Ader angeschwollen und pochte heftig.

»Er wird es schaffen«, flüsterte Phil unvermittelt. »Der Kristall wird ihm dabei helfen.«

Kaum hatte er das ausgesprochen, als im dunklen Hintergrund des Stallgebäudes ein hartes Klirren aufgellte. Dann folgte ein kreischender Schrei.

Ben!
»Aber – das kann nicht Dad sein!« stieß Randy heraus.
Phil rannte los, ohne ihm darauf zu antworten. Er hetzte den mit Stroh übersäten Mittelgang entlang. Das Muhen der Kühe dröhnte in seinen Ohren. Sein Herz hämmerte wie wild in seiner Brust.
»Ben!«
Ein gurgelndes Röcheln antwortete!
Hinter Phil dröhnte erneut ein Schlag auf! Sein Vater brüllte, und Randy fluchte lauthals.
Phil verstand die Welt nicht mehr. Wie konnte Dad gleichzeitig an zwei Stellen sein, denn daß hinten im Stall etwas passiert war, das – Phil bog um die Ecke – und stoppte einen Herzschlag später als wäre er gegen eine gläserne Wand gerast!
Ben lag am Boden.
Und über ihn beugte sich – seine tote Mutter!

***

Das Skelett mit dem blutroten Kristall-Herzen bewegte sich!
Es trat aus dem Schlagschatten, vor in das Viereck aus Dämmerlicht, das durch das zertrümmerte Fenster hereinfiel. Draußen ging düsterrot, orange, violett die Sonne unter und verströmte ihre letzten Strahlen über die Riesenmetropole London.
Damona King stand wie erstarrt. Zu groß war der Schock, den ihr der Knochenkerl eingejagt hatte. Sie hatte mit allem gerechnet, aber nicht damit…
Es war das Skelett des Polizisten Brian O'Hara. Sie wußte es, niemand brauchte es ihr zu sagen.
Das Skelett blieb stehen. Fahl schimmerten die Knochen. Das Kristall-Herz pulsierte heftiger.
Damona hob den Blick. Sie starrte in die Knochenfratze. Dort irrlichterten in den knöchernen Augenhöhlen – menschliche Augen!
Ein irrsinniger Anblick. Die Pupillen – weiß, rotgeädert, die Iris ein haßverstrahlendes Zentrum…
»Du konntest nicht entkommen, Damona King!«
Die höhnische Stimme erklang direkte in ihrem Gehirn, hallte nach, vibrierte bis in ihre Zehenspitzen hinunter.
Der Blut-Kristall sprach zu ihr!
»Du warst es also«, sagte sie. Ihre Stimme klang resignierend. »Du hast sie gelenkt.« Sie machte eine Kopfbewegung zum Fenster hin.
Das Skelett nickte. »Ja. Ich. Ich hätte dich überall aufgespürt.«
»Was jetzt?« wollte Damona wissen. Noch immer gab sie sich niedergeschlagen. Völlig fertig. Sie atmete keuchend, stand mit hängenden Schultern da.
»Keine Tricks. Du wirst jetzt deiner Bestimmung zugeführt. Dein

Schicksal erfüllt sich, wie ihr Menschen dazu sagt.« Ein hämisches Kichern hackte los.

Das Skelett hob die Knochenhand.

Eine Tür zu Damonas Linken wurde aufgestoßen. Drei, vier, fünf Kristall-Monster kamen herein.

Ihren Anführer kannte Damona King, es war ein guter Freund.

Der Mann, mit dem sie und Mike Hunter erst kürzlich gegen die mörderischen Leichenfresser gekämpft hatten, die sich um ihren König Sazarim geschart und den Amoklauf der Ghouls begonnen hatten.

Es war Ben Murray!

Und er war wie die anderen – ein Kristall-Monster!

»Ben!« Damona flüsterte seinen Namen. Zu einer anderen Reaktion war sie nicht fähig. Das war wirklich ein Schlag, den sie so leicht nicht verdaute! Der schrullige Yard-Inspektor auf der Seite der Feinde! Verwandelt zu einem Kristall-Monster!

Es war zuviel. Das Grauen überschwemmte sie.

Für die Dauer eines Herzschlages. Dann wurde Damona King ganz kalt. Etwas in ihr schaltete einfach ab; sperrte jedes menschliches Gefühl, überhaupt jede Gefühlsregung aus.

»Los, komm!« grollte Ben Murray. Häßlich waren die zuckenden Bewegungen seiner Lippen anzusehen, als er diese Worte ausstieß.

Gleichzeitig hob sich seine kristallüberwucherte Hand. Die häßliche Mündung seiner Dienstwaffe richtete sich auf Damona King, und sie wußte, daß er nicht zögern wurde, sie zu gebrauchen.

»Keine Tricks mehr, Damona. Sonst werde ich schießen. Ich werde dich nicht töten. Der erste Schuß wird dich in dein rechtes Bein treffen. Der zweite in dein linkes. Vorwärts.«

»Ben, wir waren einmal Freunde…«

»Das ist vorbei. Jetzt gehöre ich der Totengöttin. Sie ist meine Herrin. Sie befiehlt.«

»Was – was befiehlt sie, Ben?« fragte Damona eindringlich. Die anderen Kristall-Monster schwiegen. Bewegungslos standen sie neben und hinter Ben. Das Skelett richtete den grauenvollen Blick aus den menschlichen Augen auf Ben.

Kurz flackerte so etwas wie ein gequälter Ausdruck auf Murrays Kristallgesicht auf. Er schien einen inneren Kampf auszutragen.

Gegen den Blut-Kristall?

»Du wirst eingefroren. Du sollst…« Murray krümmte sich zusammen, nachdem er diese Worte förmlich ausgespien hatte.

Die Kristallenen setzten sich gleichzeitig in Bewegung. Auf Damona zu. Sie wich zurück. Die Glasscherben knirschten unter ihren Stiefelsohlen.

»Warum, Ben?« flüsterte sie. »Sag es mir. Bitte!«

»Sie wollen… Du sollst der Totengöttin …« Das Skelett stieß einen

Schrei aus, Bens Körper zuckte, als würden Stromstöße durch ihn hindurchgejagt werden. Dann richtete er sich steif auf. Sein Kristallgesicht war wieder bar jeder Emotion.

Der Blut-Kristall hatte ihn wieder unter Kontrolle!

»Du hast keine Chance mehr«, zischte die telepathische Stimme des Blut-Kristalls. Das Skelett ruckte mit der rechten Knochenhand.

»Also komm. Zwing uns nicht, dich zu berühren. Notfalls werden wir es tun. Oder – du ziehst es vor, ein zweites Mal aus dem Fenster zu springen…« Der Spott war so beißend, daß es ihr schier den Magen umdrehte.

»Wie habt ihr Ben zu – zu euresgleichen gemacht?« fragte sie tonlos.

»Er kam, weil er den Amoklauf des Polizisten Brian O'Hara untersuchen sollte. Er hat das Skelett berührt.« Gnadenlos war die Gedankenstimme. Nur Hohn, Spott und Triumph schwangen darin mit und prasselten wie weißglühende Feuerfunken in ihren Geist.

»Und – die Kinder, auf die O'Hara losgegangen ist?«

Nur ein irres Gelächter antwortete ihr.

Damona wußte, was das bedeutete. Ihr Magen krampfte sich noch mehr zusammen.

»Es ist aussichtslos, das solltest du kapieren. Die Saat ist ausgestreut. Sie keimt und trägt schon Früchte…«

Da hatte der Kerl recht. Damona gab es zu. Aber sie gab nicht auf.

Wie eine Wölfin würde sie darum kämpfen, daß den Menschen dieses grausame Schicksal erspart blieb.

Wie eine Wölfin – und sollte es auch ihr eigenes Leben kosten.

»Los jetzt, bringt sie in den Kühlraum zurück!« loderte der Gedankenbefehl in ihrem Geist auf.

Murrays Pistolenhand machte eine ruckartige Bewegung.

»Du hast es gehört, Hexenbalg. Vorwärts. Und denk daran, was ich dir vorhin gesagt habe. Ich werde schießen. Erbarmungslos. Meiner Herrin macht es nichts aus, wenn du leicht beschädigt wirst…«

Damona King ging zur Tür.

Hart und überdeutlich spürte sie den Druck der Luger in der Schulterhalfter. Aber sie wußte: die Waffe bedeutet keine Lösung für ihr Problem. Im Gegenteil.

Es mußte eine andere Möglichkeit geben!

Die Kristallenen umringten sie wieder. Murray ging dicht hinter ihr. Unablässig zeigte das kleine, schwarze Loch der Pistolenmündung auf sie.

Alles vergeblich und sinnlos, dachte Damona. Die verrückte Flucht, alles umsonst. Sie steckte sogar noch tiefer als zuvor in der Klemme.

Die Prozession des Grauens verließ das Haus, überquerte mit Damona die Gasse. Mit der Finsternis der Nacht war die Kälte gekommen. Ein frostiger Wind fegte durch die Gassen. Der Schweiß

auf Damonas Gesicht und Rücken trocknete. Ein grelles Prickeln war alles, was zurückblieb. Sie betraten das Haus, aus dem sie geflohen war. Gingen den Hausflur entlang. Immer mehr Kristall-Monster stießen zu der Gruppe um Damona King. Die Kellertreppe hinunter.

Durch den Keller. In die unterirdischen Räumlichkeiten der Metzgerei.

Weithin hallten ihre Schritte.

Die Kristallenen schwiegen.

Aber unterschwellig *fühlte* Damona die Leitimpulse, die von dem Skelett mit dem Blut-Kristall-Herzen ausstrahlten. Es war das Gehirn der Kristallenen und hielt sich wohlweislich im Hintergrund.

Fieberhaft suchte Damona King nach einem Ausweg…

Sie fand keinen.

Nicht, bis die Kristall-Monster sie in den Kühlraum hineinstießen!

Das kalte elektrische Licht blendete Damona. Die Kristall-Monster drehte sich um und staksten zur Tür zurück. Zischend fauchte eiskalte Luft in den Kühlraum!

Da wußte Damona, daß jetzt ein Wunder geschehen mußte, oder sie würde einen grauenvollen Tod durch Erfrieren sterben! – Oder hatten die Kristall-Monster damit, daß sie sie einfroren, noch etwas viel Schlimmeres mit ihr vor?

Murrays Worte von vorhin, und die Tatsache, daß sie bisher doch ziemlich Rücksicht auf sie genommen hatten, sprachen dafür.

Allerdings reichte es Damona jetzt. Sie nahm keine Rücksichten mehr. Sollten die Kristallenen sie doch berühren. Das war auch nicht schlimmer als das, was ihr hier drinnen blühte!

Wie eine Wölfin, die ihre Jungen verteidigt, fuhr sie herum. Die Kristallenen waren hoch einen Yard von der Tür entfernt, sie rechneten nicht mehr mit ihrem Angriff. Damona aber packte die erstbeste hartgefrorene Schweinehälfte und stieß zu. Der Haken, an dem das Fleisch aufgehängt war, sirrte über die Laufschiene.

Der Brocken rammte in Murrays Rücken und schleuderte ihn nach vorn, gegen drei andere Kristall-Monster. Die Pistole entfiel seiner Hand.

Im gleichen Augenblick, in dem die Umgewandelten in einem verwirrenden Leiberwirrwarr zu Boden gingen, wußte Damona, was sie jetzt zu tun hatte, sie konzentrierte sich, bekam augenblicklich *Kontakt*- und hoffte verzweifelt, daß sie nicht nur nach einem eingebildeten rettenden Strohhalm griff…

***

Langsam, lauernd, richtete sich das Wesen auf, das einmal seine Mutter gewesen war.

Jetzt bestand nur noch eine geringe Ähnlichkeit: Der ganze Körper

und auch das Gesicht, das er immer als Inbegriff der Güte und des Verständnisses gekannt hatte, war von einer bizarren Schicht blutroter, funkelnder Kristalle überzogen. Nur die Augen und der Mund und die Nasenlöcher waren ausgespart. Ein unheimliches Feuer glomm in den Tiefen der unnatürlich geweiteten Iris.

Phil Broncowitz lernte das namenlose Grauen hautnah kennen!

Er stöhnte. Tränen strömten heiß in seine Augen. Der Junge schluckte, ging zwei Schritte zurück, seine ausgestreckte rechte Hand ertastete die Leiter, die auf den Dachboden hinauf führte.

Das Kristall-Monster fixierte ihn aus fürchterlichen Höllenaugen.

Dann setzte es sich in Bewegung. Die Rechte hatte es ausgestreckt.

Hinter Clara Broncowitz bewegte sich der am Boden liegende Ben!

Phils Herz übersprang einen Schlag. Aber die Erleichterung wich sofort einem grauenhaften Stich des Entsetzens.

Auf Bens Gesicht wucherten bereits die ersten blutroten Kristalle!

Phil drehte durch. Er packte die Leitersprosse, zog seinen dünnen Körper hoch, hastete die Leiter hinauf. Unter sich hörte er das wütende Fauchen seiner verwandelten Mutter. Sie stürzte heran, ihre Klauenhände verfehlten Phil nur um Millimeter.

Er erreichte den Dachboden.

Unten mischte sich das Fauchen seiner Mutter in das reißende Splittern und Bersten von Holz!

Sein Vater hatte die Tür zertrümmert!

»Randy!« schrie Phil, seine ganze angestaunte Angst entlud sich in diesem panischen Schrei. »Randy!« Er wollte nicht auch ihn noch verlieren!

Er hörte einen verzweifelten Angstschrei, der abrupt verstummte, wütendes Knurren, das sich in ein zufriedenes Grollen verwandelte.

Dann: Stille!

Aber darauf konnte er nicht mehr länger achten. Zwei Kristall-Monster – seine Mutter und Ben – schickten sich an, die Leiter zu ihm heraufzuklettern. Die Blut-Kristalle funkelten hektisch.

Sie wollten ihn zu ihresgleichen machen…

Verzweiflung und Angst ließen Phil Broncowitz’ Herz rasend hämmern…

***

Der Dämon vom Schwarzen Schwert richtete sich ruckartig auf.

Seine großen Augen öffneten sich. Sein Blick starrte durchdringend in das Halbdunkel des großen, geschmackvoll eingerichteten Appartements.

Zum erstenmal seit Stunden, war er wieder er selbst, konnte er wieder denken und sich bewegen.

*Die Lichtfessel… sie hatte sich gelöst! Er war frei! FREI!*

Rainbow stieß eine Verwünschung aus. Sein hageres Gesicht verzerrte sich. Etwas schlug mit der verheerenden Wucht eines Kometen in seinen Geist. Der Fluch der Totengöttin… Damona King!

Rainbow schüttelte die letzten Reste der Schwäche ab, stand auf, stolperte über den Saum des für ihn viel zu großen Morgenmantels, den Bert Mortimer ihm angezogen hatte – und fluchte.

Komprimierte Information über das, was passiert war, floß in seinen Geist.

Es war zu spät! *Fast* zu spät!

Rainbow packte die Lichtfessel; jetzt konnte er sie mühelos berühren, ohne daß sie in ihm diese wahnsinnigen Krämpfe hervorrief.

Im nächsten Augenblick entmaterialisierte der Dämon. Eiskalt nutzte er die einzige Chance, die ihm noch blieb…

***

Ein greller Lichtpunkt entstand über den hochruckenden Schädeln der Kristall-Monster! Heller als die Lichtflut bei einem Atomblitz!

Die Kristallenen schrien durcheinander. Plötzlich war ihre schweigende, drohende Überlegenheit zunichte gemacht!

Damona schloß geblendet die Augen, riß sie dann aber gleich wieder auf und federte vor. Tränen liefen ihr über die Wangen, so fürchterlich grellte die Helligkeit in ihren Augen.

Schemenhaft sah sie die gnomenhafte Gestalt, die vor ihr buchstäblich aus dem Nichts aufgetaucht war!

Der Dämon vom Schwarzen Schwert!

Und er hatte die Lichtfessel mitgebracht, wie sie ihm mit ihrem telepathischen Hilferuf aufgetragen hatte!

»Damona!«

»Hier! – Die Lichtfessel… Gib sie mir!«

Ein flirrendes, gleißendes, peitschenschnurähnliches Etwas wirbelte heran, sie packte zu, hielt die aus Lichtstrahlen gewobene Schnur in der Rechten – und schlug zu!

Lichtpartikel sprühend, wischte sie über die am Boden liegenden Kristall-Monster. Die Unheimlichen schrien gequält auf, zuckten, wanden sich wie Epileptiker am Boden, Speichel troff über ihre Lippen…

Ihre Schreie waren fürchterlich!

Und sie riefen auch die anderen Kristallmonster herbei! Sie kamen, sahen, was sich in dem Kühlraum abspielte, und –Damona King erriet, was sie vorhatten!

Sie wollten die Metalltür schließen… Soweit ließ sie es nicht kommen. Wieder schlug sie mit der Lichtgeißel zu. Wieder züngelten die drei Enden über die Kristallkörper. Funken flirrten, Farbenpartikel irrlichterten durch den Raum. Die Kälte, die noch immer einströmte,

wurde förmlich weggebrannt von der Hitze, die sich durch das Zusammentreffen der Lichtfessel mit den Kristallkörper entlud!

Damona stürmte aus der Kältekammer.

Wie ein Ungewitter kam sie über die Kristall-Monster. Rainbow war irgendwo hinter ihr. Auch er räumte gewaltig auf. Allerdings behinderte ihn das ungewohnte Kleidungsstück.

»Damona…«

Sie ruckte herum, sah das Kristall-Wesen hinter sich aufragen und schlug zu! Mit einem hellen, gläsernen Singen wickelte sich die Lichtschnur um den Schädel des Kristallenen…

Wie vom Schlag getroffen, brach er zusammen.

Und noch bevor er auf dem Boden aufschlug, begann der Umwandlungsprozeß…

Der Kristallene wurde wieder zu einem Menschen!

Damona schrie – aber diesmal vor Freude! Und jetzt gab es nichts mehr, was sie noch hätte halten können! Wie ein Derwisch schlug sie um sich. Die Kristallenen stürzten sich auf sie, schlugen zu, schleuderten sie zu Boden, aber Damona stand wieder auf. Irgendwie schaffte sie es, sich wieder auf die Füße zu kämpfen. Sie durfte sich jetzt nicht unterkriegen lassen. Nicht jetzt!

Rainbow half ihr. Er riß die Kristallenen zurück, brachte sie zu Boden. Damona riß die drei ineinanderverflochtenen Lichtstrahlen auseinander, warf ihm einen Strahl zu, den Rainbow geschickt auffing.

Dann räumten sie zu zweit auf.

Die Kristalle brodelten, blubberten, lösten sich auf. Die Verwandelten würgten weitere Blutkristalle aus sich heraus. Auch diese vergingen, wie die von Rainbow.

Die Dämpfe, die sie zurückließen, waren beißend und setzten sich in Mund, Augen, Nase fest. Es brannte. Aber das war auszuhalten.

Dann war es vorbei.

Wie ein Alptraum, aus dem man urplötzlich erwacht. Der Kampf war in Damonas Erinnerung nur noch ein vages, schemenhaftes Etwas… Ein Bewegen des Körpers, Reflexe, allein darauf ausgerichtet, so viele Gegner wie möglich zu treffen – und wieder zu normalen Menschen zu machen.

Sie hatten es geschafft.

Aus tränenden Augen sah sie auf die am Boden liegenden ohnmächtigen Menschen.

»Sie – sie sind wieder normal«, sagte Rainbow, der klein und unscheinbar neben Damona King stand. Es hörte sich ungläubig an.

Damona nickte. »Diese hier ja. Aber…«

»Wie bist du darauf gekommen? Ich meine, daß die Lichtfessel… naja, und ich…«

»Sie hat bei dir geholfen, nicht wahr?«

»Aber das konntest du doch noch gar nicht definitiv wissen.«
»Doch. Bert Mortimer und ich hätten normalerweise auch von dir mit dem Fluch infiziert werden müssen. Das aber ist nicht geschehen.«
»Aha.« Rainbow neigte den Kopf.
»Bist du wieder stark genug?« wollte Damona wissen. Sie sah Rainbow eindringlich an.
»Wenn ich nicht zu laut lache, dann…« Als er ihren ernsten Gesichtsausdruck sah, verstummte er.
»Ich weiß, wo die anderen Kristall-Mörder sind«, sagte er nur.
»Ein Teil meines Egos sitzt noch in diesen Teufelsdingern…«
Der Dämon nahm Damonas Hand. Gemeinsam verschwanden sie wie ein Spuk…

***

Der Rest war eine Sache nur weniger Minuten.
Rainbow beförderte sich und Damona King im *zeitlosen Sprung* auf das Gehöft des Bauers Samuel Broncowitz.
Wie zwei Gespenster schälten sie sich aus dem Nichts. Damona taumelte, knickte leicht in die Knie, dann hörte sie den Schrei!
Vor ihr wälzte sich ein etwa fünfzehnjähriger Junge herum, seine Augen vor Schrecken geweitet, wich er vor ihr zurück.
Gleichzeitig tauchten auf der Leiter, innerhalb der viereckigen Luke, zwei Kristall-Monstren auf!
Damona achtete nicht mehr auf den Jungen.
Geschmeidig federte sie herum. Die Lichtpeitsche hielt sie in der rechten Hand. Die Windungen züngelten über den Boden und verstrahlten gleißendes Licht.
Die Kristall-Monster fauchten. Und sie griffen an. Wie zwei Kastenteufel katapultierten sie sich vollends auf den Dachboden herauf – und auf Damona King!
Rainbow warf sich ihnen in den Weg.
Damona schlug gleichzeitig zu!
Wie Schlangen wanden sich die Lichtstrahlen um den Hals des einen Monsters – einer Frau!
Sie brach zusammen.
Rainbow rappelte sich hoch, halb aufgerichtet, schlug er mit seinem verzauberten Lichtstrahl zu.
Auch er traf.
Das andere Kristall-Monster brach ebenfalls zusammen. Gurgelnd erbrach es weitere Blut-Kristalle und wälzte sich in fürchterlichen Krämpfen auf dem staubigen Boden.
Und verwandelte sich zurück.
Ebenso das weibliche Monster.
Damona sah die blutige Stichwunde in der Brust der Frau.

»Nicht tödlich«, keuchte Rainbow. »Ich kann es fühlen. Ihr Lebensstrom fließt, pulsiert. Sie wird gerettet werden. Sie hat noch kaum Blut verloren, durch die Kristalle, die sich darüber gesetzt hatten…«

»Vorsicht!« Der Junge, der vorhin so fürchterlich vor ihnen erschrocken war, hatte das geschrien.

Damona King warf sich gedankenschnell zur Seite. Der Angriff des Monsters ging ins Leere. Damona schlug zu. Die Lichtschnur knallte dem Mann – Samuel L. Broncowitz – um die Ohren. Er kippte um. Der Blut-Kristall, den er in der linken Hand gehalten hatte, entfiel ihm. Damona und Rainbow zertrümmerten ihn mit ihren Lichtschnüren. Nichts mehr blieb von dem diabolischen Etwas übrig.

Und auch Randy Broncowitz, der mittlerweile ebenfalls zum Monster geworden war, wurde erlöst. Rainbow sorgte dafür. Die Kristallschicht, die seinen Körper überzog, löste sich sprudelnd und flirrend auf.

Als Phil das sah, fragte er schüchtern: »Wird er wieder – gesund?«

»Ja«, erwiderte Damona sanft.

»Danke«, seufzte der Junge und verlor die Besinnung.

»Waren das alle?«

»Hier auf der Farm: ja.« Schwer atmend kam Rainbow zu ihr. Wieder einmal wirkte er so menschlich, daß es Damona King schwerfiel, zu glauben, daß er ein Dämon war.

»Wir müssen den Notarzt rufen. Mrs. Broncowitz…«

»Das erledigst du. Ich kümmere mich um Tony Baines und seine Fußballfreunde. Die sind nämlich auch infiziert. Und dann muß ich noch einen Toten erlösen, von dem bisher niemand etwas weiß.«

»Wer ist es?«

»Ein junger Rocker. Der hat den Blut-Kristall als erster in Händen gehalten, ist aber daran gestorben. Der Polizist Brian O'Hara hat ihn verfolgt. Von ihm hat er den Kristall. Mittlerweile ist der Leichnam ebenfalls von den Kristallkeimlingen infiziert.«

Ein fauchender Luftschlag, und Rainbow war weg.

Damona kümmerte sich um die Bewußtlosen, bettete sie so, daß sie nicht erstickten, falls sie noch einmal erbrachen. Dann kletterte sie die Leiter hinunter und ging ins Wohnhaus hinüber und rief den Notarzt an. Der versprach sofort zu kommen. Er wollte Damonas Namen wissen. Sie lächelte und hängte schweigend auf.

Der Dämon vom Schwarzen Schwert holte sie zwei Minuten später ab. Er strahlte übers ganze Gesicht und sagte nur ein Wort: »Geschafft.«

***

Damona King bremste seine Begeisterung.

»Nicht ganz, mein Freund.«
»Aber – es gibt keine Kristallkeimlinge mehr, und alle Menschen, die davon infiziert waren, sind wieder normal. Sie erinnern sich an nichts, sie…«
»Ja, ja, ich weiß. Und du hast deine sieben Sachen wieder beieinander.«
»Sieben Sachen?« echote er und sah sie groß an.
Damona tippte sich gegen die Stirn.
»Also, ich muß schon sagen…«, entrüstete sich der kleine Dämon.
»Genau. Das mußt du. Du weißt schon – dieses Geheimnis, das du mir bisher nicht anvertrauen wolltest oder konntest.«
Er zuckte zusammen. Damona bemerkte sein Erschrecken genau.
»Du vergißt niemals etwas, nicht wahr?«
»Niemals, Rainbow.«
Sein Gesicht wurde abweisend. Er drehte sich um, wandte ihr den Rücken zu. »Ich kann es dir nicht sagen. Ich darf es dir nicht sagen.«
»Ich will es wissen, Rainbow. Notfalls hole ich es mir mit Gewalt aus dir heraus.« Sie griff nach den verzauberten Lichtschnüren. Mit einem leisen, pfeifenden Zischen wirbelten sie durch die Luft.
Rainbow fuhr herum. »Also gut. Verdammter Dickschädel. Euch Hexen sollte man auf den Mond schießen.«
»Red schon, Rainbow.« Sanft blickte sie ihn an.
Er räusperte sich und wich ihrem Blick aus. »Es – es geht um deine Mutter. Um Vanessa. Ich – ich weiß, wo ihr Geist gefangengehalten wird.«

***

Damona Kings Haltung versteifte sich. Schlagartig glomm ein eisiges, grüngraues Feuer in ihren Hexenaugen.
»Sag es mir«, flüsterte sie. »Sag mir, wo sie ist.«
Jemand schien ihr mit einer tiefgekühlten Krallenhand die Beine unter dem Leib wegreißen zu wollen. Sie fühlte sich schwindlig. Ihre Gedanken überschlugen sich. So lange war sie über das Schicksal ihrer Mutter, deren Geist irgendwo zwischen den Dimensionen schwebte, im Unklaren gewesen.
»Vanessa… Ihr Geist – ist in Darkoonas Totenreich gefangen. Lange Zeit schwebte er im Zwischenreich. Nicht im Jenseits, nicht im Diesseits.«
»Das weiß ich. Sie konnte sich mit mir über den Hexenstein, den sie mir damals geschenkt hat, in Verbindung setzen. Kurz darauf hat dieser verdammte Brodkin sie und meinen Vater umgebracht.« Die Erinnerung an die damaligen Ereignisse schickte noch mehr Kälte.
Ein eisiger Ring umfing ihre Seele. Das Atmen fiel ihr schwer.
»Sie ist in eine magische Falle der Schwarzblütler geraten«, sagte

Rainbow düster.
»Asmodis?«
»Ja. Wahrscheinlich. Darkoona ist dem Fürsten der Schwarzen Familie treu ergeben.«
»Sie – sie haben sie gefoltert?« Es war mehr eine Feststellung als eine Frage.
Der kleine Dämon zuckte die Schultern. »Ich glaube schon. Asmodis haßt dich und deine Mutter.«
»Wo ist sie, Rainbow?« Damonas rechte Hand krallte sich in den schmalen Unterarm des Dämons.
»In Darkoonas Alptraumburg. Einer Trutzburg in ihrem Totenreich. Niemand gelangt hinein. Und schon gar nicht wieder heraus.«
»Ich werde hineinkommen – und wieder heraus. Und zwar mit meiner Mutter.«
»In Darkoonas Totenreich gelten andere Gesetze wie hier, Damona. Die Geister haben neue Körper erhalten. Phantasiekörper, Scheinkörper. Ihr Charakter wurde davon verändert. Und außerdem… Darkoonas Alptraumburg wird von Kreaturen aus den Sieben Vorhöfen der Hölle bewacht. Es ist aussichtslos …«
»Du bist aus ihrem Reich entkommen. Du zeigst mir, wie man hineinkommt.«
»Damona«, sagte Rainbow eindringlich. »Versteh doch – das ist eine Falle. Zuerst hat Darkoona versucht, dich mit ihren Kristall-Monstern zur Strecke zu bringen. Das hat sie nicht geschafft, gut. Aber du bist jetzt geschwächt. Du hast keine Chance…« Er holte tief Luft. »Damona, bitte…«
»Darkoona hätte sich die Mühe mit ihren Kristall-Monstern ersparen können. Ich werde einen Weg in ihr Reich finden, Rainbow, ob mit oder ohne deine Hilfe.«
»Verdammter Dickschädel!«
»Ich muß, Rainbow. Ich muß ihr helfen. Der Geist meiner Mutter soll frei sein. Sie – sie ist für die Sache des Guten gestorben. Sie hat dem Hexenclan abgeschworen. Sie wollte wenigstens im Tod frei sein und ungebunden, und…« Damona unterdrückte die Tränen, die sich in ihre Augen drängen wollten. »– und nicht in der Gewalt von Asmodis und Darkoona und ihren schrecklichen Spießgesellen.«
Der Dämon wollte noch etwas sagen, schniefte dann, zuckte die Schultern und kratzte sich am Bart.
»Bring mich nach London zurück, Rainbow. Zu Ben Murray. Er ist doch okay, oder?«
»Aber klar doch.«
Rainbow nahm Damonas Hand. Für die Dauer eines Lidschlags wurde ihr Schwarz vor Augen – der *zeitlose Sprung*. Dann stand sie vor Ben Murray. Der massige Inspektor wollte gerade in seinen Dienstwagen

steigen. Er erstarrte mitten in der Bewegung.

»Du hast also wieder einmal deine Finger im Spiel. Hätt' ich mir denken können.« Er seufzte und stieg wieder aus.

»Ich hab's dir ja gesagt: der ist okay«, quengelte Rainbow neben Damona.

Murray starrte auf ihn, dann auf Damona, schüttelte den Kopf, und starrte wieder auf den Dämon.

Rainbow hüstelte. »Was starrst du mich so an, Mensch?« Es ärgerte ihn offensichtlich, daß Murray ihn so respektlos und ungeniert taxierte – und auch noch dabei grinste. »Noch nie 'nen Dämon im Morgenmantel gesehen?« machte er seinem Ärger lautstark Luft.

Dann verschwand er – wie weggezaubert.

Murray verschluckte sich, sein Gesicht lief rot an, er hustete, bis er kaum mehr wußte wie er hieß.

Es dauerte ziemlich lange, bis er sich wieder beruhigte. Und noch länger, bis Damona ihm alles erklärt hatte…

***ENDE***

[1]Siehe Damona King Nr. 47 »In den Katakomben des Grauens«
[2]Siehe Damona King Nr. 68 »Amoklauf der Ghouls«, und folgende
[3]Siehe Damona King Nr. 13 »Der Unheimliche«
[4]Siehe Damona King Nr. 70 »Götzen des Grauen Todes«
[5]Siehe Damona King Nr. 72 »Medusas Bruder«